12/87

Konkret

MAGAZIN FÜR POLITIK UND KULTUR

HEFT 12 DEZEMBER 1987 6,- DM C 4143 E

Monopoly echt:
Noch dollarer Sturzflug

Mexiko bunt:
Frankfurter Rivera

Polizeistaats-Begräbnis

in konkret Dezember 1987

Von Konkret

Buch des Monats: Der göttliche Demagoge von Detlef zum Winkel
Detlef zum Winkel über Bahman Nirumands Chomeini-Biographie

An Konkret

Startbahn Hafenstraße von Hermann L. Gremliza

Politik muß Gewehre kommandieren von Achim Bender; Christa Weber; Oliver Tolmein; Detlef zum Winkel
Am 2. November wurde and er Startbahn-West zwei Mitglieder einer paramilitärischen Einheit durch Pistolenschüsse getötet. Die Diskussion über schärfere Gesetze, Demonstrations- und Vermummungsverbot hat gerade erst angefangen. Auch für die Gegner der Startbahn, die Linken und vor allem für die Autonomen. Für KONKRET sprachen Oliver Tolmein und Detlef zum Winkel mit den SprecherInnen der Bürgerinitiative gegen die Flughafenerweiterung Rhein-Main über diese Nacht der Schüsse, die Folgen für die Bewegungen und den Widerstand hierzulande.

Ein totes Kind im Brutkasten, zwei tote Polizisten auf einer Wiese und der Schock der Grünen von Franz Christoph

Autonome als Kulissenschieber des Widerstands von Autonome
Die Schüsse in Frankfurt haben auch die linken Lehrmeister auf den Plan gerufen. Aber nicht nur Bürgerinitiativen und Grüne können denken - Autonome auch. KONKRET veröffentlicht ein Diskussionspapier in gekürzter Fassung, welches dem Arbeitsreader der »Libertären Tage« in Frankfurt entnommen ist

Auf Crash folgt Crisis von Winfried Wolf
1929 kann sich nicht wiederholen. Oder doch?

Wer kommt, der bringt was mit von Hilde Herzog
Viel bekommen sie nicht, wenn sie ihren Haartrockner oder die Modelleisenbahn ins Leihhaus tragen. Doch für viele ist es eine Möglichkeit, dem Kreuzverhör der Bankangestellten zu entkommen. Die Kunden bleiben anonym und die Pfandleiher verdienen sich eine goldene Nase. Beim Geschäft mit der Armut

»Ein Löwe mischt sich nicht mit einem Schwein« von Helmut Lorscheid
In Deutsch-Südwest, das ja nun Namibia heißt, dient die Bundesrepublik den Deutsch-Südwestlern mit einer Deutschen Höheren Privatschule, in der Rassismus praktiziert wird als gehöre er zur Allgemeinbildung

»In der City von London, wo sich das Geld bewegt, wird alle fünf Minuten gewählt« von Tony Benn; Pit Wuhrer
In der Niederlage der Labour Party sind die Linken der Partei die Sieger gewesen. Ist das die Perspektive? Pit Wuhrer sprach für KONKRET mit Tony Benn, dem führenden Vertreter der Labour-Linken.

Magazin

Platzanweiserin von Dietrich Kuhlbrodt

Bücher von Matthias Altenburg

Literatur mit Schadspuren von Georg Fülberth

Wladimir Tendrjakow

Copyright von Diedrich Diederichsen

Diedrich Diederichsen über das Recycling von Tönen und die Eigentumsfrage in der Popmusik

»Autorität und Familie« von Wolfgang Pohrt

Die legendäre Studie des Instituts für Sozialforschung erschien 1936 in Paris notgedrungen unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Jetzt, 51 Jahre später, riskiert ein bundesrepublikanischer Provinzverlag eine offizielle zweite Auflage, und alle Kalkulation auf einen politischen Nutzen erscheint so deplaziert wie damals.

Zwischen Empire-Nostalgie und Sozialkitsch von Corinne Schelbert

Nach den Oscars für »Chariots of Fire« und dem Überraschungserfolg des dezenten Historienspektakels »Gandhi« war die Renaissance des britischen Films perfekt. Auch der Studio-Film, lanciert und finanziert vom Fernsehen, erlebte ein Wiederaufblühen seit den Zeiten des »free cinema«. Mittlerweile hat sich das Wunder konsolidiert: Auf der einen Seite haben wir die Nostalgiebrocken einer kolonialen Vergangenheit, auf der andern die »weiche linke« mit realistisch-intellektueller Kost.

Peter Greenaways Todeskommando von Marli Feldvoß

Eine Fahndung durch englische Gärten, holländische Zoos und römische Architekturwunder. Vorschläge für eine Lesart des britischen Filmregisseurs

Das Wohnzimmer ist die Show von Manfred Hermes

Wenn es im bundesdeutschen Fernsehen am Wochenende unterhaltsam wird, gibt es nur noch Beteiligte. Die Kandidaten vor den Kameras fungieren als Stellvertreter für die Zuschauer vor den Fernsehschirmen. Jeder soll wollen, daß er einmal dran kommt

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

»Wie schön ist das Leben, wenn es uns von seinen Reichtümern schenkt« von Michael Nungesser

Frankfurt zeigt Mexikanische Kunst des 20. Jahrhunderts

Sauberkeit und Hygiene von Otto Köhler

Der fürchterliche Historiker Ernst Nolte kann es nicht lassen Schon wieder hat er zwei neue Bücher vorgelegt. Die Inhalte sind die alten.

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Konkret 12/87, S. 4

Von Konkret

l. »Wie Hannelore Kohl die Russen bezauberte«: Im Oktober und November las KONKRET-Herausgeber Gremliza an der Universität Bochum (400 Zuhörer), in Wiesbaden, in Pforzheim, im Landestheater Tübingen (ausverkauft) und an der Universität München (400 Zuhörer). Dort, in München, begann er seine Lesung mit dem Vortrag eines Dokuments, das die Geschichte der Literaturkritik um einen exemplarischen Fall kollektiver Demenz bereichert:

pressemitteilung

heinz-ludwig arnold, thorsten becter, manfred bissinger, rene boell, bernt engelmann, rob van gennep, guenter grass, max von der gruen, karl heinz hansen, peter haertling, gerd heidenreich, uwe heitkamp, paul kersten, juergen manthey peter ruehmkorf klaus staeck und klaus wagenbach haben bereits in einer öffentlichen erklaerung ihre solidaritaet mit guenter wallraff bekundet.

dieser erklaerung haben sich jetzt weitere persoenlichkeiten angeschlossen

solidaritaet mit guenter wallraff

wir verwahren uns gegen den versuch eines rufmord-journalismus, einen unbequemen autor, der bisher durch prozesse und medienkampagnen nicht mundtot zu machen war, durch diffamierung zum schweigen zu bringen wir schaetzen die über 20-jaehrige aufklaererische arbeit von guenter wallraff, der unter einsatz seiner existenz ein unverwechselbares (.t) werk hervorgebracht hat.

wir solidarisieren uns mit ihm und wollen ihn ermutigen, seine rollen-reportagen im sinne seiner aktionskunst fortzusetzen.

gez: franz alt, juergen alberts, guenter herburger, uwe timm, dieter wellershof, freimut duve, georg stefan troller, hannelore gaddatsch, franz greno, eckart spoo, reinhold neven du mont, peter turrini, f.c. delius, michael schneider, ingrid krueger, johano strasser, theo und amalie pinkus, gerhard steidl, prof. hans mayer, prof. eberhard richter, helmut gollwitzer, wolf biermann, petra kelly, gert bastian, herbert achternbusch, dieter hildebrandt, oskar negt, dieter brumm, peggy parnass, erika runge, osman okkkn, klaus pierwoss, juergenflimm, alexander kluge, werner hoefer.

Der Letzte wohl als Gastgeber dieses nationalen Frühschoppens mit 53 Gästen aus 13 Anbaugebieten, die immerhin in einem Punkte einig zu sein scheinen: daß Fragen der Literaturkritik am besten durch Autogrammsammlungen zu entscheiden sind. Mathias Bröckers von der »TAZ«, der Gremliza am Tag nach der Preisverleihung mit dem »Oberwichser der Wohngemeinschaft« verglichen, nach Lektüre der Preisrede diese Meinung jedoch öffentlich widerrufen hatte, schickte das zitierte Dokument mit dem Anschreiben: »Lieber Herr Gremliza, hier die Liste mit den Unterschriftstellern. Wollen wir hoffen, daß es ihnen so ging wie mir – daß sie geschrieben haben, ohne richtig zu lesen...«

Nachsatz: Bis zum Redaktionsschluß dieser Ausgabe war die Solidaritätsadresse (Absender: verlag kiepenheuer und witsch, koeln) in keiner Zeitung oder Zeitschrift vollständig (mit den Namen aller Subskribenten) abgedruckt worden. Auch hier steht die Wahrheit, die ganze Wahrheit, mal wieder nur in KONKRET.

2. Die Zivilkammer 24 des Landgerichts Hamburg hat es dem Verleger Reinhold Neven Du Mont bei Meldung eines Ordnungsgeldes bis zu 500.000 Mark oder einer Ordnungshaft bis zu sechs Monaten »verboten, zu behaupten und/oder behaupten zu lassen, zu verbreiten und/oder verbreiten zu lassen, er habe das Nachwort zu dem Buch 'Der Aufmacher' in mehreren Arbeitsgängen selber verfaßt...«

3. »Im Namen des Volkes« hat das Amtsgericht Nürnberg den KONKRET-Autor Horst Tomayer »wegen gemeinschaftlicher Verunglimpfung der Symbole des Staates zu einer Geldstrafe von 30 Tagessätzen zu je 50 DM, insgesamt also 1.500 DM verurteilt. Der Angeklagte hat die Kosten des Verfahrens zu tragen«.

Tomayers Verbrechen: Er hatte in der September-Ausgabe der Zeitschrift »Plärrer« unter der Überschrift »Tomayers deutsche Hitparade, heute: Das Deutschlandlied 1986« eine Version dieser Hymne kommentiert, über die das Amtsgericht in seiner Urteilsbegründung sagt:

Im »Deutschlandlied 1986« werden bewußt und gezielt Worte und Begriffe verwendet, die den Eindruck erwecken sollen, bei der Bundesrepublik Deutschland handele es sich um einen Staat, dessen wesentliche Merkmale brutale Gewaltauslösung der Staatsgewalt, Krankheit und primitive Sexualität seien. (...) Auch im Begleittext, welchen der Angeklagte selbst verfaßt hat, kommt eindrucksvoll zu Ausdruck, daß die Hymne der Bundesrepublik Deutschland der

Lächerlichkeit preisgegeben und in den Schmutz gezogen werden soll, indem in diesem Begleittext ehrverletzende Anweisungen für das Singen des »Deutschlandliedes 86« gegeben werden »...kann aus voller Kehle, die bekanntlich im Dickdarm mündet, gesungen werden.., auf dem Abort.... beim Aussetzen von Haustieren..., im Suff.... vor dem Ficken..«

Zweck der Bestrebungen (des Angeklagten) ist es offensichtlich, das Staatsgefühl der Bürger in diesem Lande, die sich zu ihrem Staat bekennen, der Lächerlichkeit preiszugeben

Und das ist in Nürnberg, einer Stadt, die ihren genius loci auch auf dem Lokus zu verteidigen weiß, strikt verboten. Das »Staatsgefühl« ist dort seit jeher ein höchstes Rechtsgut. Deshalb hat die Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Nürnberg-Fürth gegen das Urteil des Amtgserichts Berufung eingelegt: »Angesichts der massiven Verunglimpfung und der erreichten Breitenwirkung hätte auf eine höhere Geldstrafe erkannt werden müssen.« Gezeichnet: »Breitlinger, Staatsanwalt als Gruppenleiter«

Auch der Beleidiger der Majestät des Staatsgefühls hat Berufung eingelegt. Breitlinger wird seine Breitlenwirkung bekommen.

Konkret 12/87, S. 6

Detlef zum Winkel

Buch des Monats: Der göttliche Demagoge

Detlef zum Winkel über Bahman Nirumands Chomeini-Biographie

Als Bahman Nirumand vor Jahr und Tag mit der These an die Öffentlichkeit ging, Chomeinis islamische Republik sei schlimmer als das Schah-Regime, löste er keine großen Reaktionen aus. Zu den Mullahs, deren Terrorpraktiken niemand leugnen kann, war man innerlich und öffentlich längst auf Distanz gegangen; deshalb mußte ihr Kampf gegen Monarchismus und die USA ja nicht falsch gewesen sein. Nirumands neues, zusammen mit Keywan Daddjou verfaßtes Buch, zwingt zu einer genaueren Positionsbestimmung, polarisiert und treibt auseinander, was in manchem Hinterkopf noch irgendwie zusammengebastelt wird. »Mit Gott für die Macht« soll eine politische Biographie des Ayatollah Chomeini sein. Die Verfasser suchen nach Erklärungen für den von niemandem erwarteten Erfolg des islamischen Führers und seiner fundamentalistischen Bewegung. Das Problem, daß über die erste Lebenshälfte des Greises so gut wie nichts bekannt ist, gestehen sie ein. Trotzdem machen die referierten Stationen der iranischen Geschichte dieses Jahrhunderts ihre Behauptung plausibel, daß die radikalen Schiiten nicht über Nacht die politische Bühne betraten, sondern »eine seit zwei Jahrhunderten in der Gesellschaft schlummernde Idee« ausführten. Monarchismus, bürgerliche Demokratie und Geistlichkeit – diese drei Lager hätten mit ihren wechselseitigen Bündnissen und Kämpfen den Lauf der Ereignisse seit 1906 bestimmt, als die konstitutionelle Bewegung im Iran zum ersten Mal die demokratische Frage stellte.

1909 wurde einer der Väter des schiitischen Fundamentalismus, Scheich Fazlollah Nuri, in Teheran öffentlich hingerichtet. Aber seine Lehre blieb lebendig: »Diese Demokraten, diese Freiheitsapostel sind gottlos. Sie sind Feinde des Islam. Ihr Werk ist ein Werk des Satans.« Die Rechtssprechung sei im Koran für alle Zeiten festgelegt, und nicht umsonst werde in der heiligen Schrift zwischen Männern und Frauen, zwischen Heiden, Christen, Juden und Moslems unterschieden. »Der Islam verlangt Gehorsam und nicht Freiheit, Ungleichheit und nicht Egalität.«

Anders als der radikale Fazlollah lavierte die Geistlichkeit zwischen der Opposition und dem König, und genauso hielt sie es Anfang der fünfziger Jahre, als sie Mossadeghs Massenbewegung zur Nationalisierung der Ölindustrie eine Zeitlang unterstützte, um 1953 den vom Hof und den USA inszenierten Militärputsch abzusegnen. Die Autoren legen Wert darauf, festzuhalten, daß es Kontakte zwischen den Mullahs und der CIA zum Sturz Mossadeghs gegeben habe. Chomeinis Darstellung des Putschgeschehens charakterisiert die ihm eigene Rhetorik: »An diesem Tag war ich in Teheran, im Hause eines Schriftgelehrten. Ich hörte, daß man einem Hund eine Brille aufgesetzt, ihn als Ayatollah bezeichnet und durch die Straßen geführt hatte. Da habe ich dem Schriftgelehrten gesagt, er (Mossadegh) werde dafür seine Quittung erhalten. Wäre er geblieben, er hätte dem Islam eine Ohrfeige erteilt.«

Vielleicht ist es das größte Verdienst der beiden Autoren, den Ayatollah, der seinen Weg zum absolutistischen Alleinherrscher des neuen Gottesstaates konsequent zuende ging, ausführlich zu Wort kommen zu lassen und den jeweiligen politischen Hintergrund solcher Äußerungen zu verdeutlichen. Bestimmt bin ich nicht der einzige, der sich bisher konsequent geweigert hat, sich diese Lektüre anzutun, wo es in den eigenen Breitengraden genügend religiösen Unsinn gibt, mit dem man sich auseinanderzusetzen gezwungen ist. Das war ein Fehler. Die perfide Methode des Imam, sich allmählich zum Heiligen aufzubauen, scheinbar in der richtigen Situation die richtigen Worte zu finden, indem er reaktionäre Inhalte in revolutionär-antiimperialistisches Vokabular kleidet, sein Wechselspiel zwischen Unbeugsamkeit und Weinerlichkeit, seine Unverfrorenheit, Ereignisse zu verbalisieren, mit denen er kaum etwas zu tun hatte: Ich und Gott, Ich und das Volk, Ich und die Demonstranten, Ich und der Feind, Ich und die Verräter – all das ist eine wahre Fundgrube, um besser verstehen zu können, wie reaktionäre Massenbewegungen entstehen und funktionieren.

Nach Mossadeghs Niederlage führte der Schah seine »Weiße Revolution« durch. Maßnahmen wie die Einführung eines Frauenwahlrechts oder gar der Wehrpflicht für junge Mullahs wurden von der Geistlichkeit als Provokation gegen ihre Religion empfunden. Chomeini sprach von Beleidigung der Heiligtümer, Plünderei, Schädigung des Islam und Verachtung seiner Gesetze. An einem religiösen Feiertag im Juni 1963 begründete er mit einem einzigen Auftritt seinen Ruhm als unbeugsamer Widersacher des Schah. Dieser hatte nach Unruhen in der Hauptstadt politische und religiöse Massenkundgebungen verboten. Trotzdem hielt Chomeini eine Rede in der heiligen Stadt Ghom: »Heute, habe ich gehört, sind Prediger und Schriftgelehrte ermahnt worden, sie sollen nicht gegen den Schah und gegen Israel reden, sollen nicht sagen, der Islam befinde sich in Gefahr. Unser ganzer Gegensatz besteht aber gerade in diesen drei Punkten... Was verbindet den Schah mit Israel? Ist er ein Israeli, ist er ein Jude?« Zungenfertigkeit des Demagogen: Von Israel war in den Verbotsverfügungen gar nicht die Rede gewesen.

Die Revolution, die 1979 den Schah zur Flucht zwang, wurde von mehr oder weniger Linken, mehr oder weniger bürgerlichen Demokraten, mehr oder weniger radikalen Muslims gemeinsam durchgeführt. Chomeini verstand es, alle anderen politischen Lager Zug um Zug auszuschalten. Die vorliegende Arbeit veranschaulicht, wie die Zerstrittenheit des laizistischen Lagers mit fataler Logik alle untergehen ließ: Die Volksfedahin, die bürgerlichen Demokraten, die um

Autonomie kämpfenden nationalen Minderheiten im Iran und schließlich auch die Volksmodjahedin mit ihrer Mischung aus religiöser Ideologie und linker Politik. Jede Strömung wollte zunächst gegen die andere siegen, und sie wollte es mit Hilfe des Ayatollah. Zu Ende haben ihn alle unterschätzt, die Autoren eingeschlossen, wie sie zugeben müssen. Das Eingeständnis fällt nicht leicht, und das Buch hat in dieser Hinsicht eine Reihe von mühseligen und auch widersprüchlichen Passagen, etwa wenn erklärt werden soll, weshalb die islamische Lehre den Frauen noch unter dem Schah-Regime so etwas wie ein kämpferisches Selbstbewußtsein geben konnte während sie heute – per Gesetz – »die Hälfte wert sind« wie das Leben eines Mannes, festgenommen werden, wenn ihre Kleidung nicht hundertprozentig den islamischen Vorschriften entspricht, ausgepeitscht, wenn sie des Ehebruchs verdächtigt und getötet werden, wenn der – äußerst weit gefaßte – Vorwurf der Prostitution gegen sie erhoben wird. Für Nirumand und Keywan gilt heute, daß eine fortschrittliche Entwicklung im Iran auf der Basis des Koran ausgeschlossen ist. Und doch liest man einen Rest an Faszination heraus, wenn sie im Rückblick beschreiben, wie die Religion der »kulturellen Entfremdung«, die aus den »amerikanischen Reformen« des Schah entstanden sei, eine positive, auf den iranischen Traditionen beruhende Alternative geboten habe. Das Buch endet ohne Ermutigung, aber doch mit der Prognose, daß dem grausamen Gottesstaat eher enge Grenzen gesetzt sind.

Chomeinis These, Islam sei Politik, entspreche nämlich keineswegs dem Schiitentum, meinen die beiden Biographen. Nur durch die blutigen Repressionen des Schahregimes gegen die Gläubigen habe sich diese Richtung durchsetzen können. Auch das Führerprinzip, das im Gottesstaat einen politischen Befehlsgeber und religiösen Sachwalter in einer Person vorsieht, widerspreche der demokratischen Grundstruktur dieser Religion. Traditionell wählen sich die Schiiten ihren Geistlichen, den sie unabhängig von jeder staatlichen Aufsicht auch bezahlen, selbst aus und sie wechseln ihn auch aus, wenn er sich nicht bewährt.

An den Anfang des Buches ist ein Satz von Chomeini gestellt, in dem sich dieser ziemlich offen zur eigenen Machtgier bekennt. Wiederholt greifen die Autoren auf dieses Erklärungsmuster zurück, das für eine antiklerikale Überzeugungsarbeit sicher sehr geeignet ist, aber wenig hergibt für die Analyse des Erstarkens eines religiösen Fundamentalismus, der ja nicht nur im Iran zu beobachten ist und keineswegs auf den Islam beschränkt bleibt. Gleichwohl: Wer an einem zeitgenössischen Beispiel studieren will, wie das Mittelalter, gar nicht mal so fern von uns und unter den Bedingungen westlich imperialistischer Hegemonie, zurückkehrt, wer wissen will, wie politischer Terror, soziale und kulturelle Entwurzelung und reaktionäre Ideologie dabei ineinandergreifen, oder wer einfach nur in die Geheimnisse der Demagogie eindringen will, dem sei diese Arbeit empfohlen. Politische Schlußfolgerungen für die iranische Linke werden nicht angeboten, ebensowenig wie für die internationale Solidaritätsbewegung, die Nirumand und die CISNU vor 20 Jahren in Westberlin auf die Straße riefen. Aber man versteht schon: Antiimperialismus ist nicht gleich Antiimperialismus. Das wird man auch dann laut sagen müssen, wenn man gegen die US-Intervention im Golf und möglicherweise auch im Iran protestiert.

Bahman Nirumand, Keywan Daddjou Mit Gott für die Macht. Eine politische Biographie des Ayatollah Chomeini, Rowohlt Verlag, 384 Seiten, DM 38,-

Konkret 12/87, S. 8

An Konkret

REAKTIONEN

KONKRET 11/87: KARL-KRAUS-PREIS AN GÜNTER WALLRAFF

Mit Bestürzung und Beschämung las ich über plötzliche Vorwürfe des Herrn Gremliza an Herrn Wallraff. Selbst wenn dem so gewesen sei, warum meldet sich der angebliche Autor erst bzw. gerade jetzt? Warum hat es der angebliche Autor vermieden, seine Urheberschaft bereits zu den Zeiten anzumelden, als Herr Wallraff noch auf das Widerwärtigste und Infamste von Springer und Co. diffamiert und verfolgt wurde?

Sie müssen zugeben, das Ganze stinkt zum Himmel und ist mit dem Begriff »dreckige Unverschämtheit« nur zu milde gekennzeichnet!

Ich frage mich noch, was mich mehr empören soll, nämlich daß einfache Leser wie ich einen solchen Unfug vorgesetzt bekommen (so leicht entstehen historische Verdrehungen, einfach durch Frechheit) oder daß einer der wenigen Autoren, der mit nichts als der Wahrheit argumentiert und dafür auch bitter bezahlt, dermaßen durch den Dreck gezogen wird – und das von einem angeblich »linken« Redakteur. Aber wie es um diese »linke« Position bestellt ist, weiß ja nun jedermann seit dem »Jubiläumsartikel« zu den Stammheimer Morden. Ich entsinne mich noch gut der Artikel vor zehn Jahren... Wissen Sie eigentlich, daß es dafür eine internationale Untersuchungskommission gab, die damals durchaus zu Resultaten kam? Heutzutage nennt sich halt auch der letzte Misthaufen noch »links« und ich sehe mich gezwungen, die Redaktion der KONKRET dazu zu rechnen. BARBARA GRÜN

FREIBURG

Für die Verleihung des Karl-Kraus-Preises im nächsten Jahr wüßte ich bereits einen würdigen Nachfolger von Günter Wallraff: Zweifelsfrei kommt kein anderer als ein Autor namens Hermann L. Gremliza dafür in Frage. Wegen seines Verdienstes, wie man in bester Springer-Manier in der BRD linke Schriftsteller persönlich verunglimpft.

DIETER H. SCHÜTZ

ALTDORF

Ihre Preisrede fand ich saukomisch. Gleiches kann ich allerdings nicht von der Tatsache behaupten, daß Sie dem «Westfalen-Blatt« ein Interview gaben. Dies war schlicht unter aller Sau. Vielleicht war Ihnen als Hamburger nicht bekannt, wessen Fähnlein jenes Bielefelder Blättchen schwingt. Es ist nämlich gleichermaßen reaktionär wie niveaulos. Neulich erst lehnten Sie die Einladung zu einer Diskussionsrunde mit der Begründung ab, die Eingeladenen (Peter Staisch/Noelle-Neumann) würden Ihnen nicht passen. Das kann ich voll und ganz verstehen. Das »Westfalen-Blatt« hat jedoch die gleiche miese Tour drauf wie Staisch und Noelle-N.; das Interview war daher überflüssig. An dieser Stelle, in dieser Zeitung überflüssig.

THORSTEN STEINMANN

BIELEFELD

Nun mag mir der Tiefsinn und die Ironie Deiner Preisrede entgangen sein, weshalb ich mich nach ihrer Lektüre frage, warum Du bei der Begradigung Deiner persönlichen Wege Wallraffs Karren gleichsam lächelnd auf das Gleis unterstellter politischer Pleite bringst, auf das dann eben die gesamte politische und gewerkschaftliche Bewegung gehörte, die sich Wallraffs Erfahrungen und Erkenntnisse – mehr oder weniger – zu eigen gemacht hat. So frage ich mich, ob Du auf einen Zug aufspringen willst, der Dich persönlich vor dem Abstellgleis politischer Pleite bewahrt, auf dem »wir« uns mit einfacherer Sprache und schlichterem Weltbild befinden. Ist dies Grund genug, »mit rotem Kamm und Kikeriki, zum Gaudi für die Bourgeoisie« (W. Biermann) zur Entzweiung der Linken beizutragen? Da scheint es mir wichtiger, das Maß gemeinsamer gesellschaftlicher/politischer Erfahrungen zu erhöhen: Wallraff und Gremliza *gemeinsam* bei Nukem, Alkem oder im Bundeskanzleramt – getarnt versteht sich – und anschließend *gemeinsam* in der KONKRET-Redaktion.

STEPHAN STOCKER

LILIENTHAL

Wallraffs Bücher haben zu viel im Bewußtsein der Bevölkerung bewirkt, um sie als »politische Pleite« abtun zu können. Nachdem die Angriffe von rechts abgewehrt werden konnten, kommt nun (der vielleicht entscheidende) Schlag von links: aus dem eigenen Lager. Ich frage mich, ob Sie es rechtfertigen können, Herr Gremliza, aufgrund Ihres persönlichen Ärgers gegenüber dem Verhalten Wallraffs aus einer »politischen Pleite«, die keine war, eine solche zu machen: Wallraffs Image ist stark angeschlagen und unweigerlich sinkt auch seine Glaubwürdigkeit in der Öffentlichkeit, was die Inhalte seiner Bücher betri R.

Nicht zuletzt haben Sie selbst einen Teil dessen, das Sie nun als »literarischen Müll« bezeichnen, produziert und zuletzt haben Sie selbst das Theater, das Sie jetzt anprangern, mitinszeniert, indem Sie den Part des Ghostwriters übernommen haben.

RITA SCHREIBER

KARLSRUHE

Seit ca. zehn Jahren lese ich fast regelmäßig KONKRET. Die Glaubwürdigkeit gerade des kritischen Journalismus steht und fällt mit der Glaubwürdigkeit und der menschlichen Haltung seiner Macher. Sie selbst haben dafür gesorgt, daß KONKRET sehr auf Ihre Person fixiert ist. Nach Ihrer miesen Kampagne gegen Wallraff interessiert mich KONKRET nicht mehr. Was ich besonders schlimm finde ist die Tatsache, daß mir beim Schreiben dieser Zeilen klar wird, daß Sie vermutlich schon immun sind gegen Kritik und Selbstkritik. Schade – Sie waren mal eine kleine Hoffnung.

ADOLF AULENBACHER

PFORZHEIM

»Besser, der Arbeiter hat kein Buch im Haus als zehn Konsaliks, fünf Simmels und einen Wallraff, denn auch die gute Meinung hat mit der schlechten gemein, daß aus beiden kein Gedanke entsteht.« Frage: Welcher Arbeiter? Und: Warum »auch«? Und: Warum »aus beiden«? Zuletzt: Stammt dieser Sprachmüll etwa von Wallraff, oder trainieren Sie bereits für das nächste Enthüllungsbuch? Aufgeblasene Dummheiten behandelt man so: Nadel nehmen, zustechen, Luft raus.

HANS-PETER TJADEN

HANNOVER

Nach allem, was ich inzwischen gelesen habe, wird mir immer mehr klar, daß Gremliza doch wohl der »Größte« ist. Er räumt nun endlich mit allen und mit Allem auf, auch wenn er damit Konfrontationen schafft, die ihm selbst Probleme bereitet zu haben scheinen. G. verfügt aber über ein unbeanstandbares Vokabular, äußerst profunde Kenntnisse der Germanistik und der Literatur sowie aller politischen Zusammenhänge. Und er zieht aus allem seine nicht anzweifelbaren Schlüsse. O.K. Hermann – wann führst Du endlich die Revolution an, damit wir endlich auf das Betriebsverfassungsgesetz, die Opposition, die Journalistengewerkschaft und die Sozialpädagogen verzichten können!? Du, d.h. die Intellektuellen, Ihr werdet es schon schaffen. Denn ihrer sind die Sprache, die Makellosigkeit der Artikulation, die Regeln der Kommasetzung und dergleichen.

Ich hab' aber nur die sicher unbedeutenden Fragen: Stimmt es vielleicht gar nicht, was unter dem Namen Wallraff z. B. über die Arbeitsverhältnisse bei McDonalds berichtet wird, was in diesen Büchern über die Lage der Türken in der BRD berichtet wird, über Leiharbeit, über den Versicherungskonzernisten Gerling?

WERNER KLAMMER

WUPPERTAL

Ich möchte meine Hochachtung Hermann L. Gremliza gegenüber ausdrücken dafür, daß er den Mut hatte, die Eiterblase »Wallraff GmbH & Co KG« aufzustechen, obwohl er zu deren Entstehung mitbeigetragen hat.

Trotz allem Verständnis dafür, daß in dieser Ausgabe der Schwerpunkt auf dem »Fall Wallraff« lag: Der Golfkonflikt ist zu wichtig, um ihn zu übergehen. Effektive politische Arbeit benötigt Informationen. Und diese werden weder von UZ, noch von Euch geschweige denn von der Bürgerpresse in ausreichendem Maße geliefert.

HEIKO SEIFFERT

BIELEFELD

Ich nehme an, daß der Herr Gremliza nicht einen einzigen Tag die Schwerarbeit in Staub und Gestank ausgehalten hätte, um zu erfahren, wie es »Denen da unten« geht.

LILI WALTHER

ÜBERLINGEN

Obwohl ich Gremlizas Polemiken nach wie vor mag und seine Demontage des Denkmals Wallraff nur korrekt und sympathisch finde,.. .

PETER LAUDENBACH

BERLIN

Jetzt hat mir Gremliza mit seiner Wallraff-Kampagne so das Kraut ausgeschüttet, daß ich KONKRET nicht mehr ins Haus geliefert bekommen möchte.

HERBERT DANDL

MÜNCHEN

Seit 1980 bin ich Abonnent der KONKRET und habe das Magazin durch alle Höhen und Tiefen in dieser Zeit begleitet. Wenn jedoch eine Auseinandersetzung mit Günter Wallraff das halbe Blatt füllt, also für das Wesentliche und Weltbewegende unter den politischen und kulturellen Themen gesehen wird, ist für mich – schnellstens – der Moment des (traurigen) Abschieds gekommen. Leider!

ROLAND BÖTTCHER

FELDHORST

Bis zur Klärung der Frage, ob denn nun Gremliza unter dem Pseudonym Wallraff schreibt, oder Wallraff sich des Pseudonyms Gremliza bedient, verzichte ich auf die Lektüre der KONKRET.

ULRICH HEIDE

BONN

Ich habe KONKRET runde zehn Jahre lang bezogen und lange Zeit gerne, seit Beginn der Gremliza-Ära allerdings zunehmend auch mit gemischten Gefühlen gelesen. Die chronische Selbstüberschätzung und penetrant-elitäre Besserwisserei des derzeitigen Herausgebers erschienen mir manchmal schwer erträglich, und ich fand es bedauerlich, daß sie immer mehr als stilprägendes Element auf die gesamte Zeitschrift übergriffen. Die Frage, für wen KONKRET überhaupt noch schreibt und vor allem, ob sie mir noch was bringt, trage ich somit schon länger herum. Die grandiose Wallraff-Geschichte hat mir jetzt wertvolle Entscheidungshilfe gegeben. Ohne im mindesten ein kritikloser Wallraff-Fan zu sein, finde ich doch die Art und Weise, wie dieses Enthüllungsspektakel von Gremliza inszeniert wurde, widerlich und hochgradig peinlich. Unter dem Deckmantel vorgeblicher 'Wahrheitsliebe und 'literarischer Ansprüche' wird hier m. E. die Selbstbeweihräucherung eines eitlen linken Gurus zelebriert – als ob wir in der derzeitigen politischen Situation nichts Wichtigeres zu tun oder zu lesen hätten.

ELISABETH GESSNER

KASSEL

Die Verleihung des Karl-Kraus-Preises ist durch ihre bisherige Praxis mit dem Geruch der Leichenfledderei behaftet. Im letzten Jahr war es ein Literaturkritiker, der sich durch seine Arbeitsmethoden allgemeiner Lächerlichkeit preisgab, in diesem Jahr nun ein Literat, der tief betroffen längst Bekanntes einer staunenden Öffentlichkeit enthüllte, und der schon seit Monaten ganz unten durch war. Zugegeben, es hatte einen hohen Unterhaltungswert, wie hier mit Kanonen auf tote Spatzen geschossen wurde (da wirken wohl noch einige Jahre »Spiegel« nach), aber das rechtfertigt natürlich nicht die Verwendung des Namens Karl Kraus.

GERALD EHLERDING

THORSTEN ABMEYER

HANNOVER

Es gäbe über Wallraff/gegen Wallraff wenig zu sagen, wenn noch eine nennenswerte ernstzunehmende Linke in der BRD existierte, die dann auch ernstzunehmende Schriftsteller und andere Exponenten zu sich zählen könnte (bzw. wollte...):

denn dann würde einem Wallraff selbstverständlich der niedrige Rang zugewiesen, der ihm gebührt. Aber eine solche Linke gibt es nicht... und gäbe es sie, so sähe es anders aus in diesem unserem Land – ja, und dann wäre Wallraff erst recht überflüssig...! Was aber tut Wallraffs Gemeinde, was kann – ja: will? – sie *wirklich* leisten zum Erreichen, Erkämpfen eines solchen besseren gesellschaftlichen Zustands...? *Nichts!*

Denn ihre Mitglieder wollen in ihrer Borniertheit – an der natürlich der Gemeindevorsteher nicht unschuldig ist – offenbar nicht auf ihre geistige Bequemlichkeit verzichten: wie also könnten sie wirklich bereit sein dazu, ihre sonstige Bequemlichkeit zu gefährden? Wann beginnt die »Perestrojka« in der deutschen Linken?

LOTHAR M. RIEMENSCHNEIDER

HAMBURG

Wenn ihr glaubt, euren linken Lesern die gesammelten Werke bürgerlicher und alternativer Blätter vorbeten zu müssen, will ich mich nicht mehr zu eurer Leserschaft zählen. Früher waren in euren Artikeln gesellschaftsverändernde Ziele, wenn auch manchmal nur versteckt, zu erkennen. In letzter Zeit aber ist nicht einmal ein solcher Ansatz sichtbar. Nur noch die Überschriften bzw. Schlagworte deuten auf eure Vergangenheit hin. Die Texte sind von Zynismus und intellektueller Überheblichkeit geprägt.

OTMAR BALDAS

KARLSRUHE

So nicht! Die Art und Weise, wie der Wallraff ohne konkreten und begründeten Anlaß fertiggemacht wird, ist empörend. Selbst wenn die Vorwürfe stimmen, hat Wallraff mit den Büchern wertvolle Aufklärung geleistet. Diese Vorwürfe sind Euch aber von Anfang an bekannt gewesen, weshalb es nicht verständlich ist, daß sie jetzt auf diese Art und Weise hervorgezogen werden. Die Häme dieses Vorgangs ist nicht zu überbieten – und wozu war das notwendig?

VOLKER GROOS

MECKENBEUREN

Ich weiß, Sentimentalität ist nicht Ihre Sache, Herr Gremliza. Radikal zu sein ist Ihr tiefstes Bedürfnis. »Radikal!« leuchtet es aus jedem Ihrer Sätze hervor. Dabei ist Ihre Radikalität nur ein Mittel zu einem noch abstrakteren Zweck. Herr Gremliza, Sie sind heimlich fasziniert von jemandem, dessen literarischer Agent Karl Kraus sein könnte: diese Person ist Ihr »Ghostwriter«, wie Sie es für Günter Wallraff waren. Sein Name: Maximilien de Robespierre, radikaler (!) Jakobiner, Mitglied der Bergpartei, ein Mensch, der von der Idee besessen war, die »Jugend« wieder herzustellen und jede Handlung gegen das Wohl des Volkes zu strafen... Nun richten Sie sich selber hin, Herr Gremliza.

JOHANNES HABIG

HAMM

Wenn Du damals, ohne auf einer Co-Autorenschaft zu bestehen, Dein Formulierungstalent zur Verfügung gestellt hast, dann doch wohl, weil Du davon ausgegangen bist, daß die Essenz der Wallraff-Bücher nicht in ihrem Stil zu suchen ist, und daraus folgend, so unterstelle ich einmal, weil du diese Bücher für politisch wichtig gehalten hast. Das ist doch wohl auch der einzig vertretbare Grund – von einer freundschaftlichen Hilfe einmal abgesehen – für eine solche klandestine Ghostwriter-Arbeit.

Jetzt soll plötzlich alles Müll sein, also auch Dein Schreiben? Und warum soll plötzlich der unverwechselbare Stil an Wallraff das Wichtigste sein?

Darum, weil die Auflage von »Bild« nach dem Aufmacher nicht drastisch gesunken ist?

Wallraff hat es nicht geschafft, also wird er abserviert. Das wäre dann eine neue Form von Polit-Darwinismus.

Oder aber Du sagst, Wallraff hat mich persönlich enttäuscht, aus welchen Gründen auch immer, also bringe ich ihn zu Fall.

Ich finde beide Möglichkeiten sind gleichermaßen unpolitisch. Von Dir aber, dem Herausgeber von KONKRET, erwarte ich ein politisches Verhalten. Und ich hoffe – gerade weil ich KONKRET so schätze – daß dessen Herausgeber sich nicht in einen Wettstreit mit der bürgerlichen Presse um die kleinen oder großen Sensationen begibt.

Und selbst wenn Du bewußt all diesen Erwartungen nicht entsprechen willst, dann bleibst Du uns, Deinen Lesern, wenn Du schon beim »Verhältnisse ordnen« bist, doch immer noch eine Erklärung schuldig: Warum Du Dich damals so verleugnet

hast, bzw. welche neuen Erkenntnisse Deinen Wandel bewirkt haben. (Denn Adorno und Horkheimer wirst Du doch schon vor dem »Aufmacher« gelesen haben.) Wallraff Apologeten zu decouvrieren, genügt mir da nicht.

UWE TIMM

MÜNCHEN

KEIN ABSCHIED

KONKRET 11/87: ECKHARD HENSCHEID ÜBER MARCEL REICH-RANICKI (»UNSER LAUTESTER DEMISSIONIERT«)

In Ihrem November-Heft lese ich auf Seite 5: »Marcel Reich-Ranicki verabschiedet sich aus dem Kulturressort der 'Frankfurter Allgemeinen Zeitung'«. Auf Seite 68 heißt es: »Nun tritt er ab, der Papst« und auf Seite 71: »Es gibt Marcel Reich-Ranicki nächstens einen Laden ab, den er in gut zehn Jahren...«. Diese Behauptungen treffen nicht zu. Ich bin keineswegs »demissioniert«, ich trete nicht ab, ich werde »nächstens« diesen »Laden« nicht abgeben. Im übrigen verwalte ich ihn nicht seit gut zehn, sondern seit genau vierzehn Jahren. Wahr ist, daß eines Tages ein anderer die Leitung des Ressorts »Literatur und literarisches Leben« der F.A.Z. übernehmen wird, vermutlich im Jahre 1989. Aber selbst dann werde ich mich aus dem Kulturressort der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« keineswegs verabschieden.

Ich schreibe Ihnen vor allem deshalb, weil der Artikel von Eckhard Henscheid Trauer erkennen läßt. So wird ihn, ich bin dessen sicher, dieser Berichtigungsbrief trösten.

MARCEL REICH-RANICKI

FRANKFURT

FREUND UND FEIND

KONKRET 11/87: DIETRICH KUHLBRODT ÜBER KUBRICKS »FULL METAL JACKET« (»BUGS BUNNY IN HUE, VIETNAM«)

Es ist mir nicht möglich, Ihr Verständnis für diese lange »Kritik« zu verstehen. Daß dieser Film »zum Vietnam-in-uns vordringt«, ist für mich nicht das Problem dieses Rezensenten, der solches schreibt. Es ist die scheinbar wortgewaltige Arroganz gegenüber Andersdenkenden (»...dem aufgeklärten Spießer gönnt er die Ruhe nicht und nicht den Frieden, da »Freund und Feind beizeiten sortiert sind...«), die als Botschaft des Films hier wohl geteilt wird. Ist es die Ironie der Redaktion, wenn sie schreiben läßt: »'Full Metal Jacket' ist der beste aller Vietnamfilme...«?

Welche Filme hat D. K. gesehen? Welche vietnamesische Wirklichkeit und Vergangenheit gilt für ihn und Sie?

Eine solch gewalttätige repressive Kritik macht Angst, auch wenn Worte wie »Rituale der Entmenschlichung und des Untergangs der Individualität in einer Gesellschaft der Gewalt und des Zynismus« als Verluste genannt werden. Sind Sie auch aus dem Film herauszulesen? Wenn der »Ausweg« Mord war, »Wahnsinn und die bewußte Spaltung«, werden solche Filmerklärungen vom Rezensenten und der Redaktion geteilt?

Ich befürchte, daß »Freund und Feind« als nicht mehr erkennbar eine traurige journalistische Entwicklung eingeleitet haben.

KARL-R. FABIG

HAMBURG

GEHOLZE

KONKRET 10/87: INTERVIEW MIT THOMAS EBERMANN

Es ist, als ob man gemeinsam gegen rechts kämpfen wollte, aber nicht vorankäme, weil einer in den eigenen Reihen ist, dessen ganze Energie dahin geht, die eigenen Leute anzuprangern, zu entlarven, und zu bekämpfen.

An dem Geholze von Thomas Ebermann können sich alle delektieren. Ich bin sie allmählich leid, diese entsetzlich selbstsüchtige, larmoyante und unpolitische Tradition bestimmter Teile der Linken, Politik mit zynischem und substanzlosem Entlarvungs-Journalismus zu verwechseln, der sich – wie im Falle Ebermann – zu mindestens 80 Prozent gegen die eigenen Leute und nur noch zu einem geringen Teil gegen wirkliche politische Gegner richtet. Ich will auch nicht

meinerseits mit verkürzten Zitaten und ähnlichem gegenhalten. Stattdessen biete ich eine offene, sachliche und hoffentlich konstruktive Auseinandersetzung in KONKRET an, bei der jeder seinen Standpunkt selbst beschreibt. Thema: Analyse Grüner Politik; Wege und Strategien gesellschaftlicher Veränderungen. Also, Beleuchter: Steig' einmal auf die Bühne und stell' Dich! Und zwar mit Deinen Argumenten, mit Deiner Perspektive und nicht wie immer: durch das Verkürzen und Verächtlichmachen anderer.

GERALD HAFNER

DIE GRÜNEN MdB, Bonn

Armer Herr Ebermann! Er gehört offensichtlich zu den letzten Politikern, die in diesen verwirrenden Zeiten noch genau wissen wie die Dinge wirklich stehen. Es gibt nur noch wenige seiner Art (z.B. F.J.S.), die einen derart klaren Blick bewahrt haben. Es wäre wirklich an der Zeit, all den Ignoranten rund herum, besonders den »innerparteilichen Widersachern« (ist das nicht herzlich?), mit entschiedener »Schroffheit« (zum Verlieben) gegenüberzutreten. Vielleicht schaffen es dann die Grünen doch noch einmal zu einer linken CSU.

KALUS MERTEL

SALZBURG

Jetzt ist er also ausgeträumt, der Traum der Pseudo-linken intellektuellen Bourgeoisie. Im KONKRET beweist einer ihrer führenden Köpfe, wie wenig er das zentrale Wesen der spätkapitalistischen parlamentarisch-demokratischen Staaten begriffen hat. Die Integration der Grünen ins bestehende System ist eine objektive Notwendigkeit für das Kapital, um seine Herrschaft zu sichern. Ohne Rückhalt im Proletariat sollte deshalb niemand versuchen, sozialistische Politik zu machen, denn der Sozialismus wird nur durch eine proletarische Revolution, nicht aber durch die Aktionen der neuen Linken verwirklicht werden. Darum ist es für jeden Sozialisten sinnvoller, in der Massenpartei der Arbeiterklasse mitzuarbeiten.

BJORN WIELE

HAMBURG

LANGWEILER

KONKRET 10/87: GERTRUD KOCH ÜBER ERIC ROHMER (»SICH DIE FREIHEIT NEHMEN«)

Warum die Verschwendung von vier Seiten über diesen absolut dümmlich-tödlichen Langweiler? Rohmers psychische Biografie stelle ich mir so vor: War bis zu seinem 40. Lebensjahr in einem Jesuitenkloster, hat mit 45 zum ersten Mal festgestellt, daß es zwei verschiedene Sorten von Menschen gibt, hat mit 55 zum ersten Mal onaniert und fand dies dermaßen unerhört, daß er's unbedingt an die große Glocke hängen mußte in Form seiner Filme. Jetzt wichst er immer noch fleißig, nimmt die Hand des Kinogängers und sagt: »Fühl' mal, wie groß und naß der Fleck in meiner Professorenhose ist!«

Mein Gott Gertrud – DAS findste aufregend? Wie heil muß Deine Welt sein!

SIEGFRIED A. CHRISTMANN

KOBLENZ

Konkret 12/87, S. 12

Hermann L. Gremliza

Startbahn Hafenstraße

Zwanzig Jahre hat die fortschrittliche Intelligenz der BRD gebraucht, um aus der Erkenntnis, daß nicht große Männer die Geschichte machen, die doch so naheliegende Lehre zu ziehen: daß auch Frauen daran beteiligt sind – wie, um nur ein Beispiel zu nennen, jene Theologiestudentin A. Vollmer, welche einst als Mitglied des Studentenverbandes ds KPD AO die Massen aufrüttelte und noch heute, da sie Pastorin und Abgeordnete des Bundestages ist, Tierschützer am Buß- und Bettag in einer Predigt zu Gewaltfreiheit ermahnt.

Aber Sarkasmus ist unangebracht, denn es war, weiß Gott, keine Kleinigkeit, aus der Klassengesellschaft eine Gemeinschaft betroffener Menschen zu formen, das Gewaltmonopol des Staates zum Minderheitenschutz zu entwickeln, aus Steinen und Zwillen Vernichtungswaffen zu machen, die *eine Abrüstung von unten* erfordern, und die Kapitalherrschaft in *unserer Demokratie* aufgehen zu lassen. Wie man an der Küste sagt: Dat heit ja nich: Schiet da man hin. Dat schall ja ok stinken! Und nur wer es erlebt hat, kann ermessen, welche Feinarbeit an den Übergängen von Marx und Mao zu jenem Herrn, der durch das Ozonloch auf uns herabblickt, geleistet werden mußte.

Weil jedoch Undank der Welt Lohn ist, finden sich nach alledem und alledem immer noch Leute, die der *neuen politischen Kultur* als Banausen gegenübertreten, diesen Staat durchaus nicht für ihren Staat halten und die Grenzen oppositioneller Betätigung, zwischen Kleiner Anfrage an die Bundesregierung und Gesäßblockade, nicht respektieren wollen. Chaoten eben. An der Startbahn, die doch längst gebaut, also abgehakt ist, und an Hamburgs Hafenstraße hat man sie wieder erlebt: Nichts als Probleme verursachen sie, wo man doch gerade so schön dabei war, in der »demokratisch verfaßten und fühlenden Gesellschaft« (»Pflasterstrand«) sich einzurichten.

In Frankfurt nämlich wurden zwei Polizisten tödlich verletzt, als sie Demonstranten jagten, die weder den Anweisungen der Polizei Folge leisten, noch sich einfach verprügeln lassen wollten. Die beiden Polizisten gehören zu den sechs bis acht Exekutoren der Staatsgewalt, die jährlich im Dienst getötet werden – im Normalfall von Dieben, Einbrechern, Zuhältern, in diesem Fall, zum ersten Mal, bei einer Auseinandersetzung mit militanten Demonstranten. Die Bundestagsfraktion der Grünen bedauerte auf das Schärfste und rief zur Fahndung auf, Bewegungsbonzen, die keiner gefragt und deren Bravheit niemand in Zweifel gezogen hatte, distanzierten sich nachdrücklich und ausdauernd: auch ein Polizist sei nur ein Mensch.

Warum diese Leidenschaft? Weil jeder spürt, daß der Satz, auch ein Polizist sei nur ein Mensch, erstens eine entwaffnende Banalität und, je pathetischer er repetiert wird, zweitens eine geharnischte Lüge ist. Polizist heißt da Beruf, Menschen mit Gewalt oder durch deren Androhung dem Staat gefügig zu machen. Und zwar auf Befehl – selbständige, eigenständige Entscheidungen sind ausdrücklich unerwünscht. Der ideale Polizist ist der wohlprogrammierte Exekutionsroboter. Er darf nicht mit sich reden, gar sich überzeugen lassen, nicht zögern, nicht sich bedenken. Eigenschaften und Fähigkeiten, durch deren Besitz sich der Mensch vom Tier wie von der Maschine unterscheidet, muß er (so er sie besitzt) ausschalten. Ein Polizist im Dienst ist auch nur ein Polizist. Wenn er spricht, spricht er: »Hier spricht die Polizei«. Erst nach Dienstschluß und auf dem Obduktionstisch ist er: auch nur ein Mensch.

Die alten und die neuen Freunde des Staates werden diese Charakterisierung seiner Organe als Aufforderung zum Polizistenmord denunzieren. Sie seien an *ihren* Polizeiminister verwiesen, der den Mord an Polizisten »den schlimmsten aller Morde« genannt und damit eine Rangordnung der Mordopfer aufgestellt hat, in der das wehrlose Kind weit hinter dem Mann kommt, den die Ausbildung an Waffen aller Art über die prinzipielle Gewalttätigkeit seines Berufes hinreichend aufgeklärt hat. Ich kehre die Rangordnung nur um. Der Polizist ist nur ein Mensch – das ist so wahr wie der Satz: Der Staat sind wir alle.

Als nach dem Tod ihrer zwei Kollegen zehntausende Polizisten durch die Großstädte der BRD zogen, um Bundestag und Bundesrat zur Änderung von Gesetzen und Anordnungen zu bewegen, feierten die fortgeschrittenen Realpolitiker dies als Zeichen »demokratischer Reife« – schließlich hätten sie ja auch die Todesstrafe für Chaoten und Lagerhaft für Sympathisanten fordern können. Wie schnell doch Opportunismus habituell wird, das heißt: zur Verblödung führt. Keinem fiel mehr auf, was in Dienstkleidung demonstrierende Exekutivbeamte sind: *Putschisten.* (Da es bei der verfassungsrechtlichen Würdigung einer Kundgebung nicht darauf ankommen kann, ob ihr Zweck der Mehrheit oder gar der Regierung gefällt, stelle man sich einfach vor, in Hamburg hätten zwanzigtausend uniformierte Polizisten für den Erhalt der Häuser in der Hafenstraße demonstriert; und die Kommentare der »FAZ« dazu.)

An der Startbahn West hat sich das Bekenntnis der alternativ existierenden Realpolitik zu *ihrem* Staat blamiert. In Hamburgs Hafenstraße aber ging die Rechtfertigung dieses Bekenntnisses, der feste Glaube an die prinzipielle Erfolglosigkeit eines mehr als nur symbolischen Widerstands, in die Binsen.

Sechzig, siebzig Leute besetzten einige Häuser und erklärten, dort unter bewußter Mißachtung staatlichen Reglements leben zu wollen. Sie rüsteten sich und ihre Häuser so aus, daß die Staatsmacht, die ihr gesamtes Bürgerkriegspotential (Polizisten aus mehreren Bundesländern, Bundesgrenzschutz, Sondereinsatzkommandos, gepanzerte Fahrzeuge, Hubschrauber) zusammengezogen hatte, für den Fall einer gewaltsamen Räumung, die dennoch möglich gewesen wäre, ernsthafte Verluste befürchten mußte.

Nun hat der Staat bekanntlich die Wahl, wie er seine Gegner klassifizieren will: als Kriminelle oder als Kranke. Und gerade der sozialdemokratisch regierte Staat neigt eher zu sozialtherapeutischer Behandlung (obwohl die polizeistaatlichen Ambitionen der SPD auch eine von Pawelczyk bis Noske zurückreichende Tradition haben). Doch anders als die Hausbesetzer von Frankfurt und Westberlin versperrten die von St. Pauli nicht nur den Bullen, sondern auch den Sozialhelfern und Drogenberatern die Tür. So blieb dem Senat, wenn er den Widerstand ohne Verluste an Polizisten brechen wollte, nur noch die Chance, die Rebellen zu einer demütigen Geste vor dem Staat zu zwingen: Ein Pachtvertrag sollte erst unterschrieben werden, wenn die Bewohner alle Befestigungen entfernt hätten. Der Vorschlag, erst den Vertrag zu unterzeichnen und ihn bis zur Entfernung der Befestigungen beim Oberlandesgericht zu hinterlegen, wurde vom Senat abgelehnt. Das war nur konsequent. Es ging ja nicht um Stahltüren und Stacheldraht, sondern um demonstrative Unterwerfung: Die Besetzer sollten dem Staat ihr Vertrauen erklären.

Was da zeitweise als das Delieren inkompetenter Staatsfunktionäre erschien, war alles andere als das. Das Staatsinteresse war tatsächlich in Not. Denn noch in den haßerfülltesten Ausbrüchen des Hamburger Publikums schien immer nur der Neid durch: des in Schichtarbeit, AOK, Steuerklasse, Kaufhof-Raten, Neue Heimat und Kleinfamilie Gezwängten auf die mietfreien, unrasierten, rotzfrechen Tagediebe da unten am Hafen. Was die sich alles herausnehmen dürfen! Wenn wir das täten!

Ach, welche Sehnsucht. Sie hat natürlich mit der Realität nicht viel mehr zu tun als der Mallorca-Prospekt mit dem realexistierenden Strand von El Arenal. Aber es könnte doch sein, daß beim nächsten Streik die Besetzer eines Betriebs der Aufforderung der Polizei, sofort das Gelände zu verlassen, nicht mehr so widerstandslos gehorchen wie bisher; daß da ein junger Gewerkschafter daran erinnert, wie damals in Hamburg einige Leute der Polizei geantwortet haben: Verpißt euch – und wie sie damit auch noch Erfolg hatten; wie ihnen gelang, was das Rathaus verhindern wollte: den Staat zu »erpressen« und »vorzuführen«. Den Öko-Pastoren wird das natürlich gar nicht gefallen.

Konkret 12/87, S. 15

Achim Bender; Christa Weber; Oliver Tolmein; Detlef zum Winkel

Politik muß Gewehre kommandieren

Am 2. November wurde and er Startbahn-West zwei Mitglieder einer paramilitärischen Einheit durch Pistolenschüsse getötet. Die Diskussion über schärfere Gesetze, Demonstrations- und Vermummungsverbot hat gerade erst angefangen. Auch für die Gegner der Startbahn, die Linken und vor allem für die Autonomen. Für KONKRET sprachen Oliver Tolmein und Detlef zum Winkel mit den SprecherInnen der Bürgerinitiative gegen die Flughafenerweiterung Rhein-Main über diese Nacht der Schüsse, die Folgen für die Bewegungen und den Widerstand hierzulande.

KONKRET Achim, du warst in der Nacht draußen. Kannst du kurz erzählen, was dort abgelaufen ist?

Achim Bender Am wichtigsten ist wohl, daß wir von Südosten gekommen sind. Die entscheidenden Auseinandersetzungen haben sich in dem Dreieck zwischen der Wegspinne, wo immer die Frauen der Küchenbrigade stehen, der Tannenschonung und dem Vorfluter ereignet. An den Vorfluter grenzt eine große Wiese und bis zum Vorfluter, das ist die Erfahrung der bisherigen Startbahnspaziergänger, verfolgt die Polizei die StartbahngegnerInnen. Die Schüsse selber habe ich nicht gehört, weil ich mich hinter den Polizeireihen befand. Ich habe die Situation direkt danach gesehen, als die beiden Polizisten am Boden lagen. An Schüsse hat niemand gedacht, auch von den Polizisten wohl niemand. Wichtig an der Situation ist, daß der allergrößte Teil der Leute, die sich draußen befanden, da schon weit weg vom Vorfluter über die Wiese zurückgingen. Soviel ich gehört habe, haben die die Schüsse nicht mitbekommen.

KONKRET Was ist denn mit der Megaphondurchsage, die die Polizei angeblich zum Stoppen aufgefordert hat und direkt danach »Scharfschützen, Feuer!« kommandiert haben soll?

Achim Bender Etwa 400 Meter von der Stelle, an der die Polizisten erschossen worden sind, entfernt, hat die Polizei eine Gruppe von Leuten durch den Grundbach verfolgt. Und man hat mir erzählt, es soll dort eine Megaphondurchsage erfolgt sein: Die Polizei solle stehenbleiben, man würde sich jetzt zurückziehen. Das hat die Polizei dann auch gemacht.

KONKRET Also, die Megaphondurchsage gibt es, aber sie hatte nicht den Wortlaut »Scharfschützen, Feuer«?

Achim Bender Genau – und sie kam diesen Berichten zufolge vor allen Dingen nach den Schüssen.

KONKRET Wie war die Situation nach den Schüssen am Tatort?

Achim Bender: Am Anfang wußte ja niemand, daß geschossen worden ist. Es kamen dann Rettungswagen. Mir ist aufgefallen, daß der einen Schwerverletzten von weiter vorn hergebracht hat. Der Polizeiarzt hat dann gesagt: Das seien Schußverletzungen.

KONKRET Was hast du in der Situation empfunden?

Achim Bender: Wenn man jetzt hört: die sind erschossen worden, klingt das sehr weit weg. Ich konnte mir das nicht richtig vorstellen. Das sah aus wie ein Massaker. Ich bin da auch stehen geblieben, weil es mir als der sicherste Ort erschien. In ein Stück dunklen Wald hätte ich danach gar nicht mehr gehen können. Die Stimmung schwankte zwischen Hilflosigkeit, Aggressivität und Nicht-Verstehen. Auf dem Rückweg kam man dann an den Schlichter, da stand ein großes Polizeiaufgebot, mit Maschinenpistolen und teilweise gezogenen Pistolen, nahm die Leute in Empfang, durchsuchte sie, teilweise sehr ruppig. Als es dann hieß, da sei geschossen worden, konnten das viele noch gar nicht glauben. Es hieß dann: die Polizei provoziere, mache Stimmung. Man hat das nicht begriffen, was passiert war. Die Meldung, daß es zwei Tote gegeben hat, kam dann erst um halb zwölf in den Nachrichten.

KONKRET In der Nacht selber wurde ja schon nach Wiesbadener und Rüdesheimer Autos gefahndet...

Achim Bender: Das waren Autos von Leuten, die, wie sich später herausgestellt hat, schon viel früher gefahren sind, die also an keiner Sperre angehalten werden konnten, weil sie da schon zu Hause waren. Offensichtlich wußte die Polizei aber, daß diese Autos an der Startbahn waren und als sie dann anschließend auf den Kontrollisten gefehlt haben, ist nach denen gefahndet worden. Es ist bekannt, daß in Wiesbaden, z. B. wenn sich Startbahngegner zur Abfahrt treffen, die Nummern aufgeschrieben werden.

KONKRET Die BI hat ja noch in der gleichen Nacht die politische Verantwortung für die Ereignisse übernommen, am nächsten Tag diese Erklärung aber wieder eingeschränkt. Warum?

Christa Weber: Verantwortung ist als Begriff ja erstmal nichtssagend. Daß wir uns von dem Mord an den Polizisten distanzieren und sagen: Das hat mit unseren politischen Zielen und Arbeitsformen nichts zu tun, war von vornherein klar. Den Begriff der politischen Verantwortung haben wir in der zweiten Erklärung konkretisiert. Die Demonstration ist, auch wenn die BI nicht dazu aufgerufen hat, ein Teil der Startbahngeschichte und ein Teil der Auseinandersetzungen. Politische Verantwortung heißt: Die Inhalte, die Diskussionen der letzten beiden Jahre haben auf sehr tönernen Füßen gestanden. Es gab keine konkrete politische Auseinandersetzung, wie die Bewegung mit dem weiteren Ausbau des Flughafens umgeht. Es gab auch Auseinandersetzungen über Formen des Kampfes, aber die wurden nie bis zur entscheidenden Konsequenz

geführt. Es wurde keine allgemeinverbindliche Plattform entwickelt, wie man sich verhalten könnte und wie nicht. Das war zur Hochzeit der Startbahnauseinandersetzungen, 1981, anders. Damals gab es dieses Widerstandskonzept, das erklärte, warum es richtig ist, daß manche Leute Helme und Kappen aufzogen. Dieses Konzept hat sich aufgrund der Ereignisse im Herbst 1981 effektiv überholt – aber es ist kein neues Konzept an seine Stelle getreten. Insofern tragen wir politische Verantwortung mit. Wir haben über bestimmte Formen von Militanz zwar mal diskutiert, aber wir haben nicht öffentlich kritisiert und eigene Maßstäbe entwickelt, die auf jeden Fall einzuhalten sind.

Achim Bender: Die erste Erklärung zeichnet sich durch ihre Kürze aus. Es wurden in ihr nur zwei Sachverhalte ausgedrückt. Erstens, daß wir die Schüsse verurteilen und zweitens, daß, wie es sich nach den Berichten der Polizei darstellte, wir davon ausgehen mußten, daß die Schüsse aus den Reihen der Demonstranten kamen. Aus der Betroffenheit darüber haben wir die politische Verantwortung für die Ereignisse übernommen.

Jetzt kann man natürlich irgendwelche Verschwörungstheorien entwickeln: Geheimdienste hätten mitgemengt und so, aber das geht am Kern der Situation vorbei. Die Schüsse wurden anläßlich einer Demonstration an der Startbahn abgegeben und ich finde es richtig sich dazu zu verhalten, auch wenn niemand von uns aufgerufen hat zu schießen, und auch wenn solche Schüsse überhaupt nicht in unsere Vorstellung von politischen Aktionen passen. Die Erklärung war nicht völlig durchdacht, sondern ist in ihrer Angreifbarkeit der Situation geschuldet – und das ist gut so. Es ist falsch, immer sofort nach irgendwelchen Entschuldigungen zu suchen. Das Ergebnis dieser spontanen Erklärung mag taktisch nicht geschickt sein...

KONKRET ...aber taktische Erwägungen können wir im Augenblick ohnehin vernachlässigen, weil taktisch die Sachen sowieso weitgehend im Eimer sind.

Achim Bender: Uns ist vorgeworfen worden, wir wären mit dieser Erklärung zu moralisch rangegangen. Aber Moral ist in man chen Situationen – und diese gehört dazu – das einzige, was man überhaupt noch hat.

KONKRET Laßt uns an einem Punkt noch genauer werden. Es ist vorstellbar, daß Leute einen solchen Haß auf das System entwickelt haben, daß sie selber ihre moralischen Kategorien und Maßstäbe verlieren und in einer durchgeknallten Situation, wenn sie die Gelegenheit bekommen, eine Waffe zu haben, diese auch gebrauchen. Aber, wenn man das wenige, was bisher über die Ereignisse an der Startbahn feststeht, nimmt, sieht es so aus, als ob jemand sehr kaltblütig gezielt und geschossen hätte. Das will noch nicht in meinen Kopf rein, daß in dem Spektrum der StartbahngegnerInnen jemand killermäßig Polizisten erschießt.

Christa Weber: Das geht mir ähnlich. Aber wir können es nach den bisherigen Informationen durch die Polizei eben nicht ausschließen und für unsere Diskussionen jetzt muß das Folgen haben, daß wir hier eben nicht selbstsicher und überzeugt sagen können, wie das beim Anschlag aufs Oktoberfest der Fall war: Das waren keine Leute von uns. In der Militanz-Diskussion, die wir auf die Tagesordnung setzen müssen, ist klar, daß es Formen von Notwehr und Selbstverteidigung gibt, die wir nicht ausschließen können. Aber die Militanz hat sich in vielen Fällen auch verselbständigt: wenn Mollis über die Mauer auf Wannen und auf Polizisten fliegen, hat das mit Notwehr nichts zu tun. Und wenn dann diese starken, molliwerfenden und Stahlkugeln schießenden Leute diejenigen sind, die bei einem Rückzug am schnellsten laufen, statt den Rückzug zu decken, dann bricht die Logik in sich zusammen. Diesen Diskussionen sind wir bisher zwar nicht ausgewichen, wir haben sie aber nicht entschieden genug geführt.

KONKRET Versucht das doch mal zu verallgemeinern: gibt es sowas wie eine revolutionäre Moral und wie muß die aussehen?

Christa Weber: Es gibt in dem Sinn keine revolutionäre Moral, weil es auch keine revolutionäre Bewegung in der BRD gibt. Hier kämpfen soziale Bewegungen, in denen einerseits über grundsätzliche Umwälzungen diskutiert wird, in denen aber auch Leute aktiv sind, denen es vor allem darum geht ihren Wald zu schützen, die gar nicht staatsfeindlich sind. Die Diskussionen um revolutionäre Moral werden dort hineingetragen, weil es linke Gruppen gibt, die das Gewaltmonopol des Staates in Frage stellen und deswegen auch eine differenzierte Position zu Gewalt entwickeln müssen. Wenn ich das Gewaltmonopol in Frage stelle, und das tue ich aufgrund der Erfahrungen in den Auseinandersetzungen mit dem Staat, muß ich mich der Frage stellen: Mit welchen Mitteln mache ich das? Der oberste Maßstab in der augenblicklichen Situation ist dabei ganz klar: Die Gefährdung von Menschenleben muß, soweit wir das überhaupt in der Hand haben, ausgeschlossen werden – und zwar auf beiden Seiten.

KONKRET Dieser Maßstab existiert für Dich – aber wird er auch in der Bewegung als verbindlich anerkannt?

Achim Bender Da muß erstmal festgestellt werden: Die Schüsse auf die Polizisten sind keine lokale Angelegenheit. Auffällig ist doch zur Zeit die Betonung des militärischen in den Auseinandersetzungen – da möchte ich Mao Ze Dong zitieren, der gefordert hat, daß die Politik die Gewehre kommandieren muß.

Christa Weber: Mao hat das von Clausewitz.

KONKRET Oder Clausewitz war der erste Maoist.

Achim Bender: Die Diskussion jetzt um Vermummung, Zwillen, Notwehr ist eine rein militärische Debatte. Normalerweise diskutiert niemand über Notwehr: man macht sie. Das ist selbstverständlich. Und es ist verlogen, wenn Dinge, die bisher als Offensivmittel charakterisiert wurden, jetzt plötzlich, nach den Schüssen in Frankfurt verteidigt werden mit dem Argument, wir bräuchten sie zur Notwehr.

Für mich stellt sich die Frage: Was erwarte ich von einem militanten Linken in der Zukunft? Erstens, daß er mehr Bücher liest. Zweitens, daß er versucht festzustellen, daß die BRD nicht ein großer homogener Haufen ist, sondern sehr vielschichtig. Und er muß versuchen herauszufinden, was jeweils konkret die sozialen Triebkräfte für die Entscheidungen der Menschen sind. Dann wird man erkennen, daß es Möglichkeiten gibt, auf Leute einzuwirken – und das ist notwendig, denn wir sind weit unterhalb einer revolutionären Schwelle. Revolution ist mehr als nur selbstverwirklichtes Leben. Wenn ich keine Vorstellung davon habe, für wen ich meine Aktionen und Propaganda mache, weil ich keine Vorstellungen von einem revolutionären Subjekt habe, dann wird das alles zum Selbstzweck. Es gab so tolle Aktionen, die aber immer in konkreten Zusammenhängen standen und auch theoretisch begründet wurde. Das vermisse ich heute. In der revolutionären Linken herrscht ein erschreckendes Ausmaß an Analphabetismus.

KONKRET In dieser Gesellschaft gibt es einen Teil, der die Chaoten allemachen, am liebsten vergasen will. Es gibt aber einen anderen Teil, der ist eher ansprechbar. Diese Leute haben eine Moral – auch eine, auf die man nicht von oben herabsehen sollte. Die haben ein Gespür dafür, was eine Schweinerei ist und was nicht...

Achim Bender:...es gibt die Moral eines Privatmenschen und es gibt eine politische Moral. Und wir führen die persönliche Moral in den politischen Alltag ein. Meine persönliche Empörung mache ich zur Empörung der Gesellschaft. Das hat aber mit der Realität nichts zu tun, weil die Gesellschaft viel träger ist, viel viel schwerer zu empören. Wenn ich das dann erkenne und deswegen enttäuscht bin, schlägt das Pendel in die andere Richtung aus. Es entwickelt sich eine Wut über den reaktionären Charakter der Gesellschaft, sie wird als schlecht angesehen, als absolut nicht mehr zu retten und daraus entwickelt sich das Gefühl: Es ist egal, was ich mache.

KONKRET Damit sagst du: es kann Leute geben, die sich soweit von der Bevölkerung entfernt haben, daß ihnen alles egal ist und daß das auch zu Aktionen wie den Schüssen führen kann. Was wäre aber, wenn das anders wäre? Wenn also die Bevölkerung sich auf unserer Seite befände, die Startbahn-Mauer stürmte und in so einer Situation die gleichen Schüsse, aus der Dunkelheit, auf die Polizisten, von denen niemand weiß, was sie für ein besonderes Verbrechen verübt haben, abgefeuert würden. Was wenn diese Schüsse den Beifall der Menge bekämen – wären sie dann besser?

Christa Weber: Auf gar keinen Fall. Solche Taten sind immer und in jeder Situation unmöglich – in einer revolutionären Situation erst recht. Sieht man sich das Verhalten von Linken in anderen Ländern an, in denen eine revolutionäre Situation existiert, dann stellt man fest, daß die versuchen mit den Feinden, die man in seiner Gewalt hat, anders umzugehen.

KONKRET Die Schüsse werden auch praktische Konsequenzen nach sich ziehen. Für die Linke ist eine Ernstfallsituation entstanden, aus der wir nicht mit ein paar griffigen Parolen oder mit taktischen Finessen über die Situation herauskommen werden. Was seht ihr für Möglichkeiten weiter zu handeln?

Achim Bender: Im Augenblick wird in Teilen der autonomen und anarchistischen Bewegung versucht, reinen Tisch zu machen, indem gesagt wird: Der das war, ist ein Mörder, ein Schwein, der hat bei uns nichts zu suchen und ansonsten schauen wir, daß die Bewegung weiterwurschtelt wie bisher. Das fände ich falsch. So wie es auch falsch wäre, jetzt zu den Grünen überzulaufen und das Heil in der totalen Gewaltfreiheit zu suchen und sich integrieren zu lassen.

Vieles bleibt richtig. Es ist nach wie vor toll, Nicht-Parlamentarier zu sein und an der aktiven Veränderung der Gesellschaft mitzuwirken. Weil ich das beibehalten will, muß ich das den Kampfbedingungen anpassen. Ich muß meine Aktionen erklären – und zwar so, daß es für jeden verständlich wird. Normale Leute müssen wieder an Demonstrationen teilnehmen können. Es muß so sein, daß bei den meisten Aktionen auch wieder Kinderwagen nach vorne können und wenn das mal nicht gehen sollte, dann muß man sie eben nach hinten stellen und schützen. Vermummung als Alltagskleidung ist falsch. Vermummung hat einen Zweck, sie ermöglicht unerkannt etwas Nützliches zu tun – dieser Zweckbestimmung entsprechend muß sie auch eingesetzt werden. Es ist aber kein politisches Konzept, unerkannt durchs Leben zu schreiten.

Konkret 12/87, S. 18

Franz Christoph

Ein totes Kind im Brutkasten, zwei tote Polizisten auf einer Wiese und der Schock der Grünen

In KONKRET 7/86 schrieb ich über das Verhalten ökologisch-grün-alternativer Frauen nach Tschernobyl: »Nun weiß ich ja nicht erst seit gestern, daß der Lebenswert Behinderter geringer eingeschätzt wird als der Normaler. Trotzdem erschreckt mich die Kaltblütigkeit, mit der sich das gesunde Volksempfinden Bahn bricht. Sogar bei Frauen aus der alternativen Szene, die den Verharmlosungen offizieller Stellen zurecht mißtrauen, Schwangerschaftsselbsthilfe-Gruppen gründen und zu Frühuntersuchungen pilgern – mit dem Vorsatz, im Falle eines ungünstigen Bescheids das werdende Elend abzutreiben. Es gibt nur einen Schutz vor der Wiederholung der Geschichte – die völlige Gleichstellung von behindertem und nichtbehindertem Leben in jeder Phase, auch in der vorgeburtlichen. Nur so ist zu verhindern, daß sich Argumente für eine eugenische Indikation einmal gegen ausgewachsenes Elend richten.«

Meine Befürchtung wurde größtenteils als Äußerungen eines nicht ernst zu nehmenden verbitterten Behinderten abgetan. Die Verachtung gegenüber behindertem Leben steigerte sich. «Emma« in einer Karikatur: »Es ist zwar ein Junge, aber wenigstens ist alles dran.« Vorläufiger Höhepunkt der anhaltenden Behindertenverachtung war der erste Tschernobyljahresrückblick. Die Agitation mit Schreckensbildern steigerte sich. Der Tod reichte nicht mehr aus. Die 1000jährige Erkenntnis, daß Behinderung schlimmer als der Tod sei wurde zum Gedankengut breiter Teile der Ökologiebewegung. Da paßte es gut, daß die Humangenetiker in ihrer furchteinflößenden Fahndung nach Behinderungen einige neugeborene mongoloide Menschen mehr als üblich entdeckten.

Was dies bedeutet, wußte schon Albert Schweitzer: »Nur Leute, die nie dabei waren, wenn eine Mißgeburt ins Dasein trat, nie ihr Wimmern hörten, nie Zeugen des Entsetzen der armen Mutter waren, Leute, die kein Herz haben, vermögen den Wahnsinn der Atomspaltung zu befürworten«. Da die Mehrheit der Ökologiebewegung im Sinne Albert Schweitzers nicht herzlos sein wollte, erkannte sie schnell, daß die Zunahme einiger mongoloider Menschen einer nationalen Katastrophe für das gesunde deutsche Volksempfinden gleichzusetzen sei. »Mißgeburten drohen«, hieß die medienwirksame Schlagzeile, die zumindest suggerierte, daß diese »Mißgeburten« eigentlich nicht leben sollten. Wenigstens in dieser Frage schienen sich sonst konträr denkende, gesellschaftliche Gruppierungen einig. So verließ das ZK der Katholiken 1987 in einer Stellungnahme zur Abtreibung von Behinderten die Position »Abtreibung ist Mord« und erklärte die Abtreibung von Behinderten zu einer persönlich zu verantwortenden Entscheidung der Eltern. Die Direktoren der Humangenetischen Institute in Bonn und Düsseldorf stellten in einer gemeinsamen Erklärung fest: »Ratsuchende müssen von vornherein wissen, daß nach der vorgeburtlichen Feststellung einer schweren erblichen Behinderung nur ein Schwangerschaftsabbruch zur Debatte steht.« Womit sie deutlich machten, daß die flächendeckende Versorgung der Bevölkerung mit Humangenetischen Beratungsstellen immer mehr den Charakter einer flächendeckenden Entsorgung von Behinderten bekommt. Die Existenz dieser Beratungsstellen verteidigt auch die Fraktionssprecherin der Grünen im Bundestag: »Gerade grüne Frauen haben besondere Angst vor Umweltgiften und Strahlenbelastung und lassen eine Fruchtwasseruntersuchung machen, um festzustellen, ob das Kind gesund ist«.

Auf die Erkenntnisse der Humangenetik reagierend, urteilte der »Spiegel« in seinem Tschernobylbeitrag über das Lebensrecht mongoloider Menschen: »Trisomie 21 (Mongoloismus) ist die häufigste gerade noch mit dem Leben zu vereinbarende Mißbildung.«

Mit Behinderten protestierte ich in der Eingangshalle des »Spiegel« gegen diese Anmaßung. Unser Erfolg: Ausgerechnet an dem Tag, da in Frankfurt der Euthanasieprozeß gegen NS-Mediziner zu Ende ging, rechtfertigte der »Spiegel« seinen Ausrutscher in die braune Vergangenheit als eine rein »medizinische Formulierung«. Kurz danach las ich im »Kölner Express«, daß ein Vater in Bayern seinen mongoloiden Säugling nach der Geburt getötet hatte.

Ich fragte mich, ob die Propaganda der Ökologiebewegung bei der Tat eine Rolle gespielt haben könnte, ob der Täter nicht gar dem Umfeld der Ökologiebewegung zugerechnet werden konnte. Allein die Horrorvorstellung, daß die mörderische Angstpropaganda der Anti-AKW-Bewegung einen tödlichen Erfolg verbuchen konnte, veranlaßte mich, dem Prozeß zu folgen.

Der Täter, Thomas S., ehemaliger Philosophiestudent und jetziger Kunstschreiner, hatte die letzten Tage vor der Geburt und dem Tod seines Sohnes wenig geschlafen und auch des öfteren Krach mit seiner Frau gehabt. Auslöser für den »Beziehungskonflikt« war ein längerer Besuch seiner Schwester gewesen. Dies waren die einzigen Punkte, die während der Verhandlung nicht mit Tschernobyl in Verbindung gebracht werden konnten.

Vor Gericht erklärte Thomas S., daß er und seine Frau während der Schwangerschaft ständig Angst vor einer Mißbildung des Kindes gehabt hätten ob der »Berichte über die möglichen Genschäden, verursacht durch Tschernobyl«. Um Schäden für das werdende Leben zu vermeiden, hatten sie versucht, sich möglichst gesund zu ernähren: »Aus Vorsicht haben wir die Gartenerde abgetragen«. Die Angst blieb. Aus Sicherheitsgründen spielt seine Frau mit dem Gedanken, eine Fruchtwasseruntersuchung vornehmen zu lassen. Allein ob der Sorge, daß das Kind durch diesen »fürsorglichen Eingriff geschädigt werden könnte«, verzichtete sie auf den Eingriff. Denn, so Thomas S., »wir wollten ja auf jeden Fall das Kind«. Und als echtes Kind zählt bei den Aufgeschlossenen mittlerweile nur noch das gesunde Kind. Mit der Folge, daß die Vermeidung von Schädigungen und die vorgeburtliche – in Landshut schon die nachgeburtliche – Beseitigung Geschädigter auf eine Stufe gestellt werden.

Seine Gedanken nach der Geburt, bei der er anwesend war, schilderte T. S. wie folgt: »Das Kind war mir so fremd... Jetzt schaute ich mir das Gesicht an, und das Kind hatte so eine komische Zunge, mehr einen Lappen... Irgendwie wollte ich das Kind nicht anfassen.« Nachdem der zuständige Arzt den Eltern mitgeteilt hatte, daß das Kind vermutlich mongoloid sei, wurde es in die Kinderklinik nach Landshut verlegt. Zu Hause kam er endlich zum Nachdenken. Thomas S.: »Ich hatte das Gefühl irgendwas tun zu müssen. Ich sah überhaupt keine Chance für dieses Kind. Daß wir als Eltern versagen, wenn wir das Kind ablehnen, empfand ich als große Schuld. Aber ich hätte nicht gewußt, woher diese Zuneigung zu diesem Kind hätte kommen sollen...«

Als aufgeklärter Mensch wußte er, wie schlecht es Behinderten in Behindertenheimen geht, er bekam Mitleid: »Ich wollte dem Kind alles Weitere ersparen... Ich habe gedacht, daß ich in jedem Fall schuldig bin; verantwortlich für alles, was diesem Kind an Leid widerfährt. Wenn ich für seinen Tod verantwortlich bin, dachte ich, ist meine Schuld geringer. Ich spürte, daß ich es tun mußte. Ich fühlte mich verpflichtet, das zu tun.« Ein Mann, ein Wort. Er nahm sein Klappmesser, fuhr in die Landshuter Kinderklinik, öffnete den Brutkasten und schnitt der »Mißgeburt« die Kehle durch.

In einer Verhandlungspause äußerten die Prozeßbesucher durchweg Verständnis für die Tat des Vaters. Nur noch eine ungeklärte Frage schien sie zu beunruhigen: War das Kind denn wirklich behindert? Der zuständige Arzt in der Kinderklinik hatte ja erklärt, zu »90% müssen wir mit Mongoloismus rechnen.« Nachdem aber der als Gutachter auftretende Humangenetiker Waldmayer das Opfer eindeutig als mongoloid identifiziert hatte, konnten die Zuhörer ihren Sympathien mit dem Täter freien Lauf lassen. Nur die Staatsanwältin wollte sich dieser Solidarität nicht anschließen. Sie erkannte in dem Verfahren den »Schatten der Euthanasie«. Sie erklärte die Tat als ethisch verwerflich und forderte zum Entsetzen der Zuhörer sechs Jahre wegen Totschlags im minder schweren Fall. Der Verteidiger des Angeklagten, Kahlert, forderte Milde, eine ethische Wertung durch das Gericht hielt er für unzulässig: »Da würden sich gerade im deutschen Recht Abgründe auftun«. Dann zitiert er die eugenische Indikation, wonach beim §218 die Abtreibung, falls der Verdacht auf Behinderung besteht, im Gegensatz zu nichtbehinderten Föten bis zum 6. Monat erlaubt sei: »Der Zeitraum zwischen einer legalen Abtreibung von Behinderung und der Tat betrug nur wenige Wochen.« Es gibt keine juristische Begründung, behindertes und nichtbehindertes Leben unterschiedlich zu beurteilen. Anders sehen es die Grünen. Die Fraktionssprecherin der Grünen im Bundestag, Bärbel Rust, zur vorgeburtlichen Aussonderung Behinderter: »Gerade grüne Frauen haben Angst vor Schädigungen.« Zwar ist Bärbel Rust noch etwas tolerant, indem sie erklärt »...keine Frau...dürfe jedoch...womöglich zu einer Abtreibung gedrängt werden, wenn das Kind behindert ist«, aber die Abschaffung der eugenischen Indikation lehnt sie entschieden ab: «Denn dann gehen Frauen – wie früher zum Abtreiben – ins Ausland.«

Mir als Krüppel bereitet es wenig Probleme, wenn das behindertenfeindliche Handeln grüner Frauen illegalisiert würde. Meine Existenz sehe ich durch die bestehende eugenische Indikation bedroht.

Gerade wegen des Verständnisses, auf das das Tatmotiv innerhalb der Bevölkerung stoßen könnte, sah das Gericht die Notwendigkeit einer generalpräventiven Strafwirkung und verurteilte Thomas S. zu drei Jahren Haft. Obwohl ich gegen Gefängnisunterbringung bin, erschreckt mich, daß das Gericht drei Jahre für das Töten eines Behinderten als hohes Strafmaß ansieht. Wie hätte das Gericht wohl geurteilt, wenn die Tat nicht auf soviel Verständnis in der Bevölkerung gestoßen und damit eine abschreckende Strafe unnötig geworden wäre?

Erregt fuhr ich nach dem Prozeß bei den Bonner Grünen vorbei, erwartete in meiner Naivität eine Stellungnahme der Bundestagsfraktion. Diese sah sich unfähig, sofort zu reagieren. Lediglich bei den als »Moralos« verschrieenen Abgeordneten Antje Vollmer und Christa Nickel zeigte sich Entsetzen. »Auf solche Vorfälle soll man nicht überhastet reagieren«, erklärte dagegen Bärbel Rust. Eine Pressekonferenz soll am 3. November stattfinden. Im Vorgespräch vereinbarten wir, daß ich kurz über die Tat in Bayern berichte und daß dann die Frage behandelt werden sollte, inwieweit die Ökologiebewegung und damit auch die Grünen zu der Verachtung gegenüber Behinderten einen Beitrag geleistet haben.

Die Pressekonferenz war mäßig besucht, da einige Stunden vorher zwei Polizisten an der Startbahn West erschossen worden waren. Bärbel Rust war noch so geschockt von dieser Tat, daß sie sich gar nicht mehr an unsere Abmachung

erinnerte. Sie hielt ein Referat über die Arbeitsmarktsituation Behinderter, womit sie die letzten interessierten Journalisten vertrieb.

Um nicht ganz umsonst nach Bonn gefahren zu sein, beobachtete ich die Fraktionssitzung der Grünen. Im Mittelpunkt stand der Mord an den zwei Polizeibeamten, womit die Bundestagsfraktion bewies, daß sie durchaus auf aktuelle Ereignisse reagieren kann. Alle zeigten sich geschockt, daß jemand, der auch gegen Umweltzerstörung ist, Polizeibeamte tötet.

Ich zweifle daran, ob ihre Betroffenheit über den Tod der Polizisten mehr als taktisches Entsetzen ist. Sie sorgen sich, in die Nähe der Täter gerückt zu werden. Eine Sorge,die sie bei dem ökologisch denkenden Vater, der seinen mongoloiden Säugling mit dem Klappmesser erlöst hatte, nicht haben müssen. Denn im Gegensatz zu dem Polizistenmord ist das Töten von Behinderten mittlerweile, zumindest für viele gesellschaftliche Gruppen, wieder verständlich. Es geht nicht um die Aufrechnung verschiedener Toten. Mich schockt der unterschiedliche Umgang der Grünen mit Gewalttaten. Auch ärgert mich meine Naivität, daß ich von Leuten Schily und Ebermann noch etwas erwartet hatte. Durch ihr Schweigen gegenüber der Entwertung von Behinderten, das nun zumindest in Bayern zum Tod eines Behinderten geführt hat, sind sie mitschuldig an der immer deutlicher werdenden Wiederholung der deutschen Geschichte. Aber was kümmert das den Traberfreund Ebermann. Er hatte nach Tschernobyl andere Sorgen. Wie berichtete damals die »Bildzeitung« nach dem Reaktorunfall: »Wer kauft sich heute noch ein Rennpferd, wenn er sich in Wahrheit einen Krüppel einhandelt «

Konkret 12/87, S. 20

Autonome

Autonome als Kulissenschieber des Widerstands

Die Schüsse in Frankfurt haben auch die linken Lehrmeister auf den Plan gerufen. Aber nicht nur Bürgerinitiativen und Grüne können denken - Autonome auch. KONKRET veröffentlicht ein Diskussionspapier in gekürzter Fassung, welches dem Arbeitsreader der »Libertären Tage« in Frankfurt entnommen ist

1. Unter uns Autonomen hat sich ein Begriff von Militanz entwickelt, der sich eher der Logik der Gewaltfrage unterordnet als unseren Utopien von sozialer GEGEN-Macht.

Gerade die Großdemos nach Tschernobyl haben uns wieder einmal recht schmerzhaft gezeigt, daß wir weder die Möglichkeiten haben, noch die gesellschaftlichen Bedingungen dergestalt sind, daß wir mit militärischer Stärke unsere politischen Ziele durchsetzen können. Unausgesprochen bestand die Hoffnung, durch Massenmilitanz das Atomprogramm zu überrennen. Die weitverbreitete Angst, die um sich greifende Verunsicherung, die demoskopischen Mehrheiten für den Ausstieg aus der Atomenergie schienen uns Indikatoren genug zu sein für eine Verbreiterung und vor allem Radikalisierung sozialer Bewegungen. Doch so sehr das »Geschäft mit der Angst« ein Mittel der Herrschenden ist, so sehr haben auch wir insgeheim darauf gesetzt, die Angst der Bevölkerung und die politische Verunsicherung der Herrschenden für eine Art Überraschungscoup nutzen zu können. (...)

Wie sehr wir uns militärisch überschätzt haben, zeigt auch unsere Reaktion auf die Diskussion und geradezu reibungslose Verabschiedung der neuen Sicherheitsgesetze. Wir verhielten uns so, als ob es uns nichts anginge, einfach gar nicht.

Wir hatten unser Pulver verschossen. Das Feld der »Nachbereitung« haben wir fast gänzlich dem Staat überlassen.

Wir haben uns zwar gelegentlich mehr zaghaft als überzeugend dagegen gewehrt, die Gewaltfrage zur Bestimmung unseres Widerstandes zu machen. Doch letztendlich haben wir sie selbst gestellt und verloren.

Wie viele Autonome Putz und Bullenpogo mit Militanz gleichsetzen und damit mehr die bürgerlichen Vorstellungen von Radikalität mit Leben füllen, anstatt sich ihnen zu widersetzen – wurde auch auf der Hanau-Demo gegen Alkem und Nukem anschaulich demonstriert. Für uns war die Demo eine der wenigen Momente, wo wir endlich einmal wieder die Kraft politischer Militanz verspürten, eine Demo, die in ihren militanten und offensiven Inhalten eine Stärke zum Ausdruck brachte, die wir bei vielen Putzdemos vermißten. Doch für einige von uns ging nichts ab. Also mußten noch unbedingt einige Scheiben von Aldi abwärts dran glauben. 200 000 DM Sachschaden – ein Schaden, der lächerlich gering ist im Vergleich zu dem politischen Schaden an der Glaubwürdigkeit und Zielgerichtetheit autonomer Politik.

2. In vielen Kämpfen der letzten Zeit haben wir die Mittel militanter Politik selbst zum Ziel gemacht.

(...) Wie unsere Mittel militanter Politik selbst zum Gradmesser des Erfolgs werden, dafür ist Wackersdorf ein lehrbuchhaftes Beispiel. Für viele von uns, gerade aus der Startbahnbewegung, war es ein Wunder, wie schnell sich die Region um Wackersdorf in unseren Augen radikalisiert hat. Was bei uns ein Prozeß von fünf Jahren war, vollzog sich in Wackersdorf scheinbar innerhalb eines Jahres. Die anfängliche Skepsis und Arroganz gegenüber dieser Mischung aus Bayern, Bauern und Mutter Maria schlug geradezu atemberaubend in eine Mystifizierung der »Oberpfälzer« um. Mir nichts dir nichts gebar unser Wunsch einen Oberpfälzer, der keine Probleme mit der Gewalt hat, der nicht lange fackelt und zulangt, der uns einfach ins Herz geschlossen hat.

Daß ein Großteil der Auseinandersetzungen – von denen wir heute noch schwärmen – schlicht über ihre Köpfe hinweg ging, beginnt uns erst jetzt zu dämmern. Es genügt eben nicht, ein-, zwei-, oder dreimal im Jahr eine Region zur Kulisse unseres Widerstands zu machen, ohne zu kapieren, daß die Leute selbst, vor Ort, einen Widerstand entwickeln müssen, der ihren und nicht unseren Erfahrungen angemessen ist. (...)

Und für diese Art von Politik auf Durchreise als Jahresabo ist auch kennzeichnend, daß wir die »Brennpunkte« wechseln wie Hemden, spätestens dann, wenn uns der Boden zu heiß wird – dann also, wenn es wirklich darauf ankäme. Wackersdorf ist out. Hätten wir tatsächlich das gemeinsame Ziel vor Augen, immer mehr Menschen für einen radikalen Bruch mit diesem Staat zu gewinnen, dann müßten wir uns nicht immer wieder in den Mittelpunkt eines Widerstands drängen, der nicht von den Augenblicken großer Schlachten lebt, sondern von den Möglichkeiten und Erfahrungen, ihn alltäglich umzusetzen. (...)

4. Die Häufigkeit von Anschlägen und Sabotage ist für uns (noch) kein Zeichen neuer Qualität radikalen Widerstands. Sie ist erst einmal vor allem eine Reaktion auf die staatliche Repression gegen öffentliche Formen von Massenmilitanz.

Wenn wir die letzten Ereignisse noch einmal in Erinnerung rufen, so müssen wir doch – bis auf ein paar Ausnahmen – feststellen, daß es sich bei den meisten Demonstrationen eher um Demonstrationen staatlicher Gewalt handelte, als um einen machtvollen Ausdruck sozialer Gegenmacht. (Brokdorf, Hamburger Kessel, Wackersdorf, Häuserräumungen, Duisburg, Hamburg und Bremen etc.) Unsere Massenmilitanz ist an Grenzen nackter Gewalt gestoßen, einer Staatsgewalt,

der wir auf gleicher Ebene nichts entgegenzusetzen haben. Wir sind heute an Grenzen gestoßen, an die auch viele soziale Bewegungen vor uns gekommen sind. Jedes Mal standen diese militanten Kämpfe vor der vom Staat erzwungenen Alternative: entweder sich auf die von ihm vorgegebene militärische Auseinandersetzung einzulassen oder aber langfristig die militanten Kämpfe sozial und politisch zu verankern, mit dem Eingeständnis, erkämpfte Freiräume (besetzte Häuser, Jugendzentren etc.) mit Gewalt nicht halten zu können. Doch vor diese Alternative gestellt war der Druck des Augenblicks, des Reagierens bereits so groß, daß eine eigene Entscheidung nicht mehr möglich war. Die Kräfte waren aufgezehrt, die (erzeugte) Sympathie der kritischen Öffentlichkeit verbraucht, die Spitze des Skandals gebrochen, der reformierbare Teil des »Mißstandes« in die politischen Apparate integriert, der antagonistische, unversöhnliche Anteil des Mißstandes polizeilich und ideologisch eingekreist. Von der Dynamik dieser Auseinandersetzung überrollt, wurden wir eher zum Objekt staatlicher Lösungen, als daß wir uns als Subjekte militanter Perspektiven verhalten konnten.

Und wie damals so befürchten wir auch heute eine Situation, in der auch wir von der Dynamik staatlicher Repression überrollt werden. Denn nun stehen wir vor der Alternative, uns entweder auf ihre militärischen Auseinandersetzungen im weitesten Sinne einzulassen oder aber unsere ganze Kraft auf die Entwicklung sozialer Gegenmacht zu konzentrieren, die endlich die Stärke besitzt, sich weder der Logik und Dynamik staatlicher Gewalt zu opfern, noch sich daran zu messen.

Wenn wir also an die Entwicklung und das Scheitern anderer radikaler Bewegungen erinnern, dann aus der Einschätzung heraus, daß die Sabotagewelle nicht Ausdruck unserer Stärke, sondern oft unser letztes Mittel ist, überhaupt noch unseren Widerstand wirksam zur Geltung zu bringen (...).

Keine Frage, 150 gefällte Strommasten tun der Atomindustrie weh. Doch solange diese im Verbund mit dem Staat in der Lage ist, politisch den Schaden umzuwälzen (durch zusätzliche Bereitstellung von Geldern, durch Umverteilung im Haushalt, bis hin zu Strompreiserhöhungen) bleibt der materielle Schaden gering. Der politische Schaden verkehrt sich dann sogar – schlimmstenfalls – in sein Gegenteil. Erst wenn es uns gelingt, den politischen Spielraum herrschender Politik, d. h. in diesem Fall privatkapitalistische Verluste zu vergesellschaften, einzuengen, wäre Sabotage tatsächlich ein wirksames Mittel, ihre Projekte im wahrsten Sinne des Wortes unprofitabel zu machen. (...)

Politisch entscheidend wird sein in wievielen Köpfen diese Masten fallen. Erst wenn es uns gelingt, dafür die sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen zu schaffen, wird nicht nur der materielle Schaden größer, sondern vor allem der politische. Denn eines ist den Herrschenden klar: der materielle Verlust ist reparabel, der Verlust an politischer Glaubwürdigkeit dagegen, der Verlust politischer Legitimität staatlichen Handelns ist weder reparabel, noch ersetzbar. (...)

8. Unsere Strukturen entsprechen dem eines Hobbyclubs, anstatt einer revolutionären Perspektive.

Wenn wir militante Strukturen heute mit denen vor sechs Jahren vergleichen (oder gar mit jenen während der Kämpfe 71/72) dann wird die ganze Schwäche und asthmatische Kurzlebigkeit autonomer Politik deutlich. Ohne die Strukturen 80/81 zu verherrlichen, so gab es doch zumindest ein autonomes Plenum, eine eigene Zeitung (»Vollautonom«), ein illegales Radio (»Radio Isnogood«) und mehrere Gruppen, die in der Lage waren, gemeinsame Aktionen zu tragen. Heute existiert kaum noch etwas davon. (...) Da man/frau kaum auf etwas zurückgreifen kann, muß vieles aus dem Stehgreif und unter dem Druck des Ereignisses organisiert werden. Die immer selben Gesichter teilen zähneknirschend die viele Arbeit unter wenigen auf. Die inhaltliche Auseinandersetzung, die über den Anlaß hinaus hätte geführt werden müssen, fällt unter den Tisch, da die praktischen Vorbereitungen fast den ganzen Raum einnehmen. Für Erfolg oder Nicht-Erfolg spielen dann mehr Zufall, Glück oder völlig unerwartete Umstände eine Rolle, als unser eigenes Konzept. Manch ein »Erfolg« kam für uns überraschender und unerklärlicher als für die Bullen. (...)

Diese fehlende soziale und materielle Infrastruktur drückt sich zwingendermaßen in oft schlecht vorbereiteten und durchgeführten Aktionen aus. Der Effekt einer dreifachen Demobilisierung stellt sich ein:

1. Diejenigen, die unter dem Druck der Ereignisse keine Chance mehr sehen, dem etwas entgegenzusetzen, ziehen sich zurück.

2. Diejenigen, die nicht direkt beteiligt sind, haben keine Lust (mehr), sich als Kulisse hirnrissiger Aktionen verheizen zu lassen, weil das militante Vorgehen für sie kein kollektiver Schutz darstellt, sondern nur das Risiko, die Konsequenzen militanten Vorgehens individuell auszubaden und

3. schließlich jene, die unbedingt ihre Aktion durchziehen müssen und damit genau jenem Bild Nahrung geben, das Staat und Presse so gerne über uns verbreiten: das von den unverantwortlichen, ziellosen, menschengefährdenden und unschuldige Opfer in Kauf nehmenden Gewaltverbrechern.

Diese aktionistische Politik verleitet viele dazu, die Schlachten an Bauzäunen und Projekten wie Perlen zu einer Kette autonomer Erfolge aufzureihen. Und je weniger militante Kämpfe in unserem Alltag stattfinden und Fuß fassen, desto mehr romantisieren wir gerade jene Ereignisse, die aus unserem ätzenden Alltag herausstechen. Diese Mystifizierung des Feuerscheins ist im großen Maße ein Ausdruck fehlender Strukturen und Perspektiven innerhalb unseres Alltags. (...)

Konkret 12/87, S. 24

Winfried Wolf

Auf Crash folgt Crisis

1929 kann sich nicht wiederholen. Oder doch?

Just im November 1987 wollte Mr. Ronald Li mit seinem »Club Volvo«, dem größten Hongkonger Bordell mit über tausend Prostituierten, an die Börse gehen. Das Projekt scheiterte (vorerst) allein am Börsenkrach und keineswegs aufgrund einiger skeptischer Fragen, wie denn der Markt- und Mehrwert dieser zukünftigen Aktiengesellschaft zu bestimmen sei. (Dazu Li: »Was ist denn mit den Fast-Food-Restaurants? Deren Fleischbestand hält nur wenige Tage. Und doch sind börsengängig.«) Nun wäre diese Nachricht unter »Capital Sc Curiosa« zu vermelden, hätte Mr. Li nicht noch zwei andere, wichtigere Jobs: Er ist Chef des größten Hongkonger Broker-Hauses, der Chine Kit Ltd., das im Rahmen des Börsenkrachs und zusammen mit 40 weiteren Maklerbüros Hongkongs »suspendiert« werden mußte. Und schließlich ist Li Präsident der Hongkonger Börse, die eine wichtige Rolle im internationalen Finanzgeschäft spielt.

Wir erleben den höchst ordinären Kapitalismus. Im Dreischritt bläute er Wachstumstheoretikern und Seminarmarxisten ein: Erstens: gibt es (wieder) Wirtschaftskrisen (= Lektion der sechziger Jahre). Zweitens vertiefen sich diese periodisch und im Rahmen eines internationalen Zyklus (= Lektion der siebziger Jahre). Drittens können die Börsen-, Kredit- und Finanzmärkte nur zeitweise von der materiellen Produktion »abheben«; es gibt eine Dialektik von Crash und Krise. Der Börsenkrach vom »blutigen« oder »schwarzen Montag«, dem 19. Oktober 1987, und der kontinuierliche Verfall der internationalen Aktienkurse und des Dollarkurses unterstreichen diese dritte Lektion.

Die kapitalistische Produktionsweise blieb, was sie immer war: anarchisch, in regelmäßigen Abständen Krisen produzierend, die »nur momentane, gewaltsame Lösungen der vorhandenen Widersprüche, gewaltsame Eruptionen« sind. So der »überholte« Karl Marx. Der relativ lange wirtschaftliche Boom, der in den fünfziger und sechziger Jahren stattfand, gründete bereits auf den gewaltigen Krisen und Zerstörungen, die in der Weltwirtschaftskrise 1929-33 und mit dem Zweiten Weltkrieg erfolgt waren. In den siebziger Jahren kam es wieder zu den ersten weltweiten Krisen, 1974/75, und 1980-82 erlebten die Ökonomien der großen imperialistischen Länder absolute Produktionseinbrüche. Die Arbeitslosigkeit kletterte; die Auslastung der Kapazitäten erreichte selbst im Boom nur noch 80 Prozent. Als 1983 ein neuer weltweiter Aufschwung begann, war dieser erstmals von einer international nicht rückläufigen und regional – in Westeuropa und Japan – steigenden Massenerwerbslosigkeit begleitet. Es kam zu einer enormen Ausdehnung des Kreditvolumens in allen hochindustrialisierten Ländern, u.a. durch die beschleunigte Hochrüstung. Die Verschuldungskrise der Dritten Welt gewann explosiven Charakter und bedrohte einzelne Großbanken; in den USA kam es seit 1982 zu einem sprunghaften Anstieg der Bankenpleiten. Alle diese Begleiterscheinungen des internationalen Aufschwungs 1983-86 waren Alarmzeichen.

Und dann waren da noch die Börsen: ein unglaublicher Anstieg der Aktienkurse an allen internationalen Kapital-Tempeln schien völlig losgelöst von der realen materiellen Produktion abzulaufen. Der US-Aktien-Index Dow Jones verdreifachte sich im Zeitraum 1982-87 (September). Wenn früher (angeblich) die »Dienstmädchen« in solch einer Phase die Börse entdeckten, so produzierte dieser spätkapitalistische Börsenboom die Yuppies: postmoderne Zyniker, die am großen Börsenrad ihr Nümmerchen mitdrehten.

Vom Tage des internationalen Börsenkrachs bis Ende Oktober lautete der Tenor der fachkundigen Kommentare: 1. »1929 kann sich nicht wiederholen« und 2. »Auf jedes Ab folgt wieder ein Auf, auf die Baisse die Hausse«. Doch die Verstetigung der Abwärtsbewegungen im November und ihr Rückschlag auf die Grunddaten der Weltwirtschaft, ließen die Suche nach den Schuldigen einer möglichen neuen weltweiten Krise intensivieren.

Aber so einfach wie mit »den Scheichs« des Jahres 1973 ist es nicht mehr. Da ist die US-amerikanische Schuldzuweisung, ein »zu hohes Zinsniveau« und die Anhebung der Eckzinsen in der Bundesrepublik habe den Kurssturz ausgelöst. Tatsächlich entfallen gerade viereinhalb Prozent des weltweiten Börsenumsatzes auf die bundesdeutschen Börsen, achtzig Prozent dagegen auf die Finanzplätze New York, Tokio und London. Die »Fieberkurve des Dollars« sei Crash auslösend gewesen. Offensichtlich sind diesbezüglich die Argumente austauschbar. 1985 erklärte Ronald Reagan, ein »starkes Land braucht eine starke Währung«; der US-Dollar kostete damals über 3,20 DM und die Warnung vor einem »Dollar-Sturzflug« (KONKRET Nr. 4/1985) schien frivol und deplaziert. Jetzt, wo die US-Währung halb soviel wert ist, findet sich noch ein US-Außenminister unter demselben Präsidenten, der ein weiteres »Herunterreden« des Dollarkurses für (Handels-) Stärke ausgibt. Bleiben die »zu hohen Defizite des US-Haushalts«, die in Westeuropa als wesentliche Schuldzuweisung gehandelt werden. Auch das eine schillernde Argumentation. Immerhin profitierten und profitieren gerade die japanischen und westeuropäischen Exporteure und Kapitalanleger von diesen großen Defiziten, die nichts anderes darstellen als zusätzliche Nachfrage nach Waren und Kapital auf dem größten Markt der kapitalistischen Welt, in Nordamerika.

Eine Erklärung der Vorgänge muß dort ansetzen, wo der gesellschaftliche Reichtum produziert wird, bei den (kapitalistischen Verwertungs-) Bedingungen, wie die Gebrauchswerte als Waren vermarktet werden; bei der Rolle, die in diesem Rahmen der Überbau von Kredit, Defiziten und Börse spielt.

Verkürzt gesagt gibt es zwei entscheidende Ursachen der kapitalistischen Krisen. Erstens die tendenziell rückläufige Profitrate: der erwartete Profit je eingesetztes Kapital reduziert sich in dem Maß, wie mehr »tote Arbeit« (Maschinen, Computer, Anlagen) im Verhältnis zur lebendigen Arbeit, die allein Mehrwert und Profit produziert, eingesetzt werden muß. Zweitens und davon abgeleitet: Die kapitalistisch produzierten Waren müssen auch abgesetzt, konsumiert werden. Indem die lebendige Arbeit und die Löhne und Gehälter relativ und zum Teil absolut reduziert werden, sinkt gleichzeitig die Konsumtionskraft der Massen; der Kapitalismus reduziert als Ergebnis der Orientierung am maximalen Profit die Kaufkraft der »großen Masse der Gesellschaft auf ein nur innerhalb mehr oder weniger enger Grenzen veränderliches Minimum« (Karl Marx).

Abnehmende Profitraten und Absatzschwierigkeiten im produktiven Sektor nähren die nichtproduktive Kapitalanlage Ein Teil engagiert sich im Kreditgeschäft, das sich ständig ausdehnt und als künstliche Nachfrage die Absatzschwierigkeiten zeitweilig überbrückt. Ein anderer Teil »geht an die Börse«, kauft »Eigentumstitel« auf entsprechende Firmen und somit »Rechtsansprüche auf einen Teil des von denselben zu erwerbenden Mehrwerts« (Marx). Die hunderttausende nach Aktien hechelnden Spekulanten treiben die Kurse hoch.

Der Kurswert aller weltweit gehandelten Aktien nahm von 2000 Milliarden Dollar 1982 auf rund 8000 Milliarden Mitte 1987 zu. Dagegen wuchs das nominelle Sozialprodukt der OECD-Staaten im selben Zeitraum nur halb so stark. Eine Beziehung zwischen den Aktienkursen und der realen, materiellen Produktion bestand längst nicht mehr; auch das Verhältnis zwischen Kurswert und Ertrag (Dividenden) wurde irreal (in den USA fiel dieses Verhältnis von sechs auf zweieinhalb, in der BRD von vier auf zwei Prozent). Aktien wurden nicht wegen des erwarteten Ertrags gekauft, sondern allein wegen des erwarteten weiteren Kursanstiegs infolge fortgesetzter Aktienkäufe.

Die Gewinne aus den Kurssteigerungen sind jedoch keineswegs fiktiv; sie stellen zusätzliche Konsumtionskraft dar, mildern kurzfristig den genannten Widerspruch. Bis zu dem Zeitpunkt, wo zufällige Faktoren die Künstlichkeit des Prozesses beleuchten, die Grunddaten der Ökonomie zum Tragen kommen, die Brokers und Yuppies »sell, sell, sell« brüllen: raus aus den Aktien. Der Zeitpunkt des Kurssturzes ist relativ beliebig; am l9. Oktober 1987 mögen die Auftritte des US-Außenministers Baker und die US-Bomben auf den Iran eine auslösende Wirkung gehabt haben. Interessant ist jedoch auch hier, daß es einen Zusammenhang mit der grundlegenden wirtschaftlichen Entwicklung gibt: Zum Jahreswechsel 1986/1987 gab es in den USA und in Japan deutliche Zeichen einer beginnenden Rezession. In Japan kam es sogar zu drastischen Einbrüchen in fast allen traditionellen Industriesektoren. Diese Einbrüche wurden im zweiten Vierteljahr 1987 durch eine nochmalige Steigerung der inflationären und spekulativen Elemente – ein gewaltiges, keynesianisches Konjunkturprogramm in Japan und eine Beschleunigung der Privatisierungskampagnen und Neuemissionen von Aktien in Westeuropa – »ausgebügelt«. Im September zeichnete sich bereits deutlich die Wende ab; bis zum Tagesanbruch des »Schwarzen Montags« waren die Kurse bereits um 10 bis 15 Prozent gefallen; die Profis hatten durch die Hintertür die Börsen-Party verlassen. Der Einbruch am 19. Oktober 1987 und der Kursniedergang seither verdeutlichen, daß ein solches »Durchstarten« angesichts der realen Verwertungs- und Realisierungsschwierigkeiten nur zeitlich begrenzt möglich und mit einem hohen Preis verbunden ist.

Real sind auch die Auswirkungen des Krachs. Die Kurswerte aller weltweit gehandelten Aktien sanken von 8000 auf 6000 Milliarden US-Dollar. Für manches ruhigere Anlegergemüt mag dies zunächst ein rein papierner Verlust sein. Dieser Typ Spekulant, der beispielsweise 1985 ein Aktienpaket kaufte und seither keine Käufe tätigte, ist jedoch eine Fiktion. Angesichts solch hektischer Devisenmärkte ist der permanente Kauf und Verkauf von Aktien die Regel, das heißt auch der Erwerb zum Zeitpunkt des hohen und höchsten Kursniveaus. Hunderttausende Aktionäre, die auf diesem Höhepunkt des Booms einstiegen, sehen sich jetzt gezwungen, mit hohen Verlusten zu verkaufen. Millionen beteiligten sich weltweit auf Kreditbasis an der Spekulation: in Hongkong erhielt man für 70 000 Dollar einen Kredit von 1 Million Dollar; als »Sicherheit« galt das erworbene Aktienpaket, also die Erwartung eines weiteren Kursanstiegs. Derselbe Spekulant hat nach dem Crash und an diesem Börsenplatz gerade noch Aktien im Wert von 600 000, muß nun jedoch binnen kurzem 1 Million Dollar nebst Zinsen zurückzahlen. Wie, wenn nicht durch den berüchtigten Sprung aus dem Fenster? Die Margen zwischen Eigenkapital und Kredit sind auf anderen Finanzplätzen nicht ganz so hoch, doch auch in den USA und in Westeuropa fand ein großer Teil der Spekulation auf Kreditbasis statt. Und die Verluste sind überall beträchtlich. Klamme Broker können schiefe Banken zum Einsturz bringen. Immerhin stand vor dem Börsenkrach die zweitgrößte US-Bank, Bank America, vor der Pleite.

Es »...besteht kein Zweifel, daß sich die westliche Welt in der Spätphase eines Konjunkturaufschwungs befindet.« So schlau ist die »Süddeutsche Zeitung« nach dem Krach. Und sie warnt, wie im übrigen die gesamte US-Wirtschaftspresse, vor einem drohenden Umschlag der Finanz- in eine Wirtschaftskrise. »Noch jeder Rezession ging ein Kurssturz voraus«, weiß der »Spiegel«. Sicher ist erstens, daß mit dem Börsensturz die künstliche Währung des Booms reduziert wird, daß zweitens die vielfachen Beschwörungen, ein »neues 1929 ist nicht möglich«, eher wie ein Pfeifen im finsteren Wald klingen, und daß drittens die Krisenlösungsmöglichkeiten der Wahl zwischen Pest und Cholera entsprechen: werden, wie in Westeuropa gefordert und in Japan praktiziert, neue Konjunkturprogramme aufgelegt, so sind diese wiederum nur auf

Kredit finanziert, erhöhen das spekulative Moment und verschaffen lediglich eine kurzfristige Atempause. Werden, wie von den USA gefordert, die Defizite gekappt, so reduziert sich die Nachfrage, beschleunigt sich der Weg in die Krise und erhöht sich die Gefahr einer tiefen Depression.

Konkret 12/87, S. 26

Hilde Herzog

Wer kommt, der bringt was mit

Viel bekommen sie nicht, wenn sie ihren Haartrockner oder die Modelleisenbahn ins Leihhaus tragen. Doch für viele ist es eine Möglichkeit, dem Kreuzverhör der Bankangestellten zu entkommen. Die Kunden bleiben anonym und die Pfandleiher verdienen sich eine goldene Nase. Beim Geschäft mit der Armut

»Der Mensch, sobald er abgebrannt
ins nächste Pfandhaus kommt gerannt«

»...ein Damenledermantel Größe 42 für 150 Mark. Sind geboten, 160, 170, 180 Mark – zum ersten, zum zweiten und ...zum dritten!« In der städtischen Pfandkreditanstalt Köln schwingt der Ausbieter jeden Montag und Dienstag die Glocke. Was die Kundschaft nicht mehr auslösen kann, kommt unter den Hammer. Pfandkredit, Bargeld gegen Pfand, ist für manchen Arbeitslosen der letzte Ausweg aus der Not. Vor allem wenn die Finanzdecke dauerstrapaziert ist. Da wird der Mantel versetzt, der Schmuck, die Modelleisenbahn, die Stereoanlage und immer mehr Gegenstände des täglichen Gebrauchs. In den Lagern des Leihhauses stapeln sich Bügeleisen, Haartrockner, Bettwäsche und auch Kochtöpfe.

Die Kundschaft kommt häufig aus entfernten Stadtteilen und dem Umland. Das ist sicherer. Man will anonym bleiben. Denn der Geruch der Armut haftet dem Pfandkredit nach wie vor an. »Lieber einem Kredithai in die Hände fallen als zum Pfandleiher gehen,« hatte so mancher früher gedacht. Heute gibt es selbst da nichts mehr.

Das Geschäft mit der Not der anderen ist mit der Arbeitslosigkeit gestiegen. Seit 1979 um 50 Prozent. In Städten mit besonders hoher Arbeitslosenquote haben die Pfandhäuser, auch Leihhäuser genannt, sogar einen noch größeren Boom.

Es sind also weniger die Wohlstandsbürger, die sich mal übernommen haben, und auch die Mär vom Millionär als Pfandhauskunde, der schnell mal ein paar »Brillantklunker« versetzt, weil er gerade etwas Bargeld braucht, kann man getrost vergessen. Das Pfandhaus war und ist die Bank der Armen: »Eine ganz normale Bank, allerdings mit vielen Vorzügen!«, betonen die Angestellten im städtischen Kölner Leihhaus. Das zwielichtige Image, das Pfandkredit in der Öffentlichkeit hat, sehen die Verleiher nicht. »Schließlich fragt hier niemand um ein Almosen nach.« Das ist richtig. Wer kommt, der bringt etwas mit. Einen Gegenwert für den Barkredit. Unnützes, Ramsch wird nicht beliehen, die Geräte müssen technisch in Ordnung sein und Schmuck wird unter der Lupe taxiert. Der Schätzwert bleibt meist weit hinter den Erwartungen des Pfandbesitzers zurück, und selbst davon wird nur die Hälfte bis maximal zwei Drittel ausgezahlt.

Die Beträge sind klein: Die Hälfte aller Darlehen liegt unter 100 DM, das Durchschnittsdarlehen bei 250 DM. Für solch einen Kleinkredit mag manch einer bei seiner Bank oder Sparkasse keinen finanziellen Striptease machen – wenn dort der Dispositionskredit ausgereizt ist. Im Pfandhaus geht es anonymer zu. Hier fragt niemand nach geordneten Einkommensverhältnissen, nach Sicherheiten, wohl aber nach den Eigentumsverhältnissen. Denn Hehlerware taucht immer wieder mal auf der Annahmetheke auf. Die Kunden müssen deshalb den Personalausweis vorlegen. Damit ist der bürokratische Aufwand allerdings auch schon erledigt.

Das Geschäft läuft leise ab, nahezu hastig. Jeder ist froh, wenn er schnell wieder draußen ist. Während die Pfandhauskunden neugierigen Fragen gegenüber mindestens verschlossen, wenn nicht gar aggressiv reagieren, erzählen die Beschäftigten schon eher das ein oder andere Histörchen über die Stammkundschaft. Da ist die Ehefrau, die nicht mit dem Haushaltsgeld auskommt und in schöner Regelmäßigkeit ihren Ehering bis zum nächsten Ersten versetzt. Oder die Familie mit den fünf Töchtern, die immer nach deren Erstkommunion die Festtagskleider zurück ins Pfandhaus bringt – bis zum nächsten Jahr, wenn die nächst jüngere Tochter an der Reihe ist. Auch manch stolzer Besitzer eines Pelzmantels bedient sich gerne des Pfandhauses, nicht nur aus finanziellen Gründen: Die Sommerlagerung ist hier ebenso gut wie beim Kürschner und allemal besser als zu Hause im Kleiderschrank.

Von den 130 Pfandkreditanstalten im Bundesgebiet sind nur noch sieben öffentliche – meist städtische – Einrichtungen. Hier wie in den privaten Pfandhäusern haben Anonymität und unbürokratisches Vorgehen ihren Preis: Zwischen zweieinhalb und drei Prozent Zinsen kostet der Pfandkredit – monatlich! Das sind 30 bis 36 Prozent im Jahr. Ein Zinssatz, von dem andere Geldinstitute nicht einmal zu träumen wagen. Hinzu kommen Bearbeitungsgebühren um die zwei Prozent. Der Jahresumsatz der privaten Pfandhäuser wird bundesweit auf rund 300 Millionen Mark geschätzt.

Die Verleiher weisen den Vorwurf des Zinswuchers, der immer wieder laut wird, entschieden zurück. Raten sie doch ihren Kunden, die Pfänder so schnell wie möglich wieder auszulösen. Und »welche Bank beleiht schon eine Stereoanlage oder einen Staubsauger?« Verschulden kann sich der Pfandhauskunde nicht, jedoch das gute Stück verlieren. Denn spätestens nach fünf Monaten muß das Pfand ausgelöst werden, sonst geht es in die Versteigerung. Immer weniger Kunden können den Pfandkredit nach so kurzer Zeit schon zurückzahlen. Damit ihre Habe nicht unter den Hammer kommt, verlängert fast

die Hälfte der Kundschaft die Laufzeit. 1986 gab es sieben Prozent mehr Vertragsverlängerungen als im Vorjahr: »Die Leute hängen an ihren Sachen!«

Nur fünf Prozent aller Pfänder kommen unter den Hammer. Des einen Leid, ist des anderen Freud, wenn sich zweimal wöchentlich die Türen der Kölner Versteigerungshallen öffnen und sich An- und Verkäufer, Rentner, Arbeitslose und – hauptsächlich ausländische – Familienväter ein Stelldichein geben. In der ovalen Arena geht so manche Hand hoch, weil die Gelegenheit, das »Schnäppchen« reizt. Der Aufrufpreis setzt sich zusammen aus der Summe des Darlehens, den Zinsen, den Gebühren, der Mehrwertsteuer und aus den Kosten, die dem Pfandhaus durch die Auktion entstehen. Der ersteigerte Mehrerlös fließt dann dem ehemaligen Pfandbesitzer zu. Was nicht abgeholt wird, kassiert der Staat.

Ob der ersteigerte Fernseher und die besonders günstige Tischlampe vom neuen Besitzer wirklich gebraucht werden? »Das ist mein Hobby«, ist oft zu hören, »ich verkaufe weiter« oder »Wir holen hier eigentlich alles, was wir gerade nötig haben.« Kleidung für die Kinder, Geräte für den Haushalt und wenns kalt wird auch den warmen Wintermantel. Den wahren Reibach machen allerdings die Händler. Durch geschickte Absprachen untereinander halten sie die Preise niedrig. Das ersteigerte Gut wird später im Laden wieder teuer verkauft.

Konkret 12/87, S. 28

Helmut Lorscheid

□ Ein L□we mischt sich nicht mit einem Schwein□

In Deutsch-S□dwest, das ja nun Namibia heißt, dient die Bundesrepublik den Deutsch-Südwestlern mit einer Deutschen Höheren Privatschule, in der Rassismus praktiziert wird als gehöre er zur Allgemeinbildung

»Seit Jahren wird an allen Schulen des Landes für die 'Vereinigung der Freunde der Soldaten' gesammelt. Dabei werden bei uns auf völlig freiwilliger Basis von der Schülermitverantwortung kleinere Beiträge für den Freiheitsbereich der Soldaten gespendet, (mit denen Kühlschränke, Eismaschinen, Schwimmbäder und Säuglingsbrutkästen für Soldaten und deren Angehörige mitfinanziert werden). Bedenken Sie bitte, daß – bei allgemeiner Wehrpflicht, wie in praktisch allen Ländern der Erde – unsere ehemaligen Schüler als Soldaten im ganzen Land auch davon profitieren. Über zwei Drittel der im Land dienenden Soldaten sind Namibianer aller Rassen.« Klaus Kolberg, der so schreibt und denkt, ist Beamter im Dienst des badenwürttembergischen Kultusministeriums und derzeit Leiter der »Deutschen Höheren Privatschule Windhoek« (DHPS). Also auch in Deutsch-Südwest .

Mit der südafrikanischen Besatzungsarmee »Überall im Land« hat Kolberg keine Probleme. Andere Schulen haben welche. So mußte etwa der Eröffnungsgottesdienst einer neuen alternativen Schule in Berseba am 14. Juli dieses Jahres abgebrochen werden, weil die Besatzungsarmee auf das Gelände der lutherischen Kirche eindrang und die Versammlung mit Tränengas, Gummigeschossen und Peitschen auseinandertrieb. Die neue Schule, gefördert von der lutherischen, katholischen und methodistischen Kirche, wollte dazu beitragen, schon in der Schule die Apartheid zu überwinden.

Mit Kolbergs Schule macht man so etwas nicht. Die Schule achtet auf die südafrikanischen Gesetze und bezieht den überwiegenden Teil ihres Etats vom bundesdeutschen Auswärtigen Amt: jährlich rund fünf Millionen Mark. Während die Genscher-Beamten fürs Geld sorgen und kritische Anfragen im Bundestag mit dem Hinweis beruhigen, die DHPS bemühe sich »seit 1979 um Öffnung für alle Bevölkerungsgruppen«, sorgen Schulleitung und Schulvereinsvorstand für einen möglichst geringen Anteil »nichtweißer« Kinder. Derzeit werden acht schwarze und 26 als »Farbige« klassifizierte Schüler unterrichtet – bei insgesamt 700 Schülern und Schülerinnen.

Die Politik der Schule bestimmt der Vereinsvorstand, oder besser: ein kleiner »durch nichts und niemanden legitimierter innerer Zirkel dieses Vorstands«. Dessen Vorsitzender, Herbert Schneider, dient im Rang eines Staatssekretärs der von Südafrika ausgehaltenen »Übergangsregierung«. In schwachen Minuten meint Schulleiter Kolberg schon mal, er sei eine Art »Knecht des Vorstandes« . Weil der Schulvorstand über die Anstellung und somit auch über mögliche Vertragsverlängerungen entscheidet und Bonn für seine Auslandslehrer etwa das Doppelte des sonst üblichen Salärs abdrückt, ist von dieser Seite kein demokratie-verdächtiger Widerstand gegen die, dem südafrikanischen Pauk- und Prügelsystem verpflichteten DHPS zu erwarten.

Demokratie kann da nur Ärger geben. Dies erfuhr Dieter Wahl, der von Januar 1984 bis 1987 als Lehrer für Geschichte, Deutsch und Philosophie an die DHPS entsandt war. Seine Erfahrungen entsprechen denen seines Vorgängers Friedrich Becker. Dieser Lehrer verließ die DHPS Anfang 1982, herausgeekelt vom seinerzeitigen Schulleiter Claus Bormann, von Kollegen, Schülern und Eltern. Sein Fehler: Er hatte eine farbige Krankenschwester geheiratet. Die Schikanen wurden schnell unerträglich. Morgens fand Becker auf seinem Schreibtisch Zettel von Schülerinnen: »Falken mischen sich nicht mit Hühnern«, anderntags: »Ein Löwe mischt sich nicht mit einem Schwein«. Als Becker in Begleitung seiner nichtweißen Ehefrau zu einer abendlichen Filmvorführung in die DHPS kam, gabs Ärger mit Bormann. Dieser zitierte den Lehrer am nächsten Morgen in sein Büro und riet ihm, künftig doch bitte sein Privatleben aus der Schule zu lassen. Selbstverständlich waren zu dem Abend alle Lehrer mit ihren Ehepartnern erschienen – nur sahen die blasser aus. Dianne und Friedrich Becker folgten bald der Aufforderung »Becker go home«, die ihnen tagsüber und auch nachts, schriftlich und telefonisch, nahegebracht wurde.

Bormann hatte sich auch bis 1985 nicht geändert. Dieter Wahl erlebte, wie der Schulleiter während einer mündlichen Abiturprüfung gegenüber dem Prüfling Hitlers Alleinschuld am Zweiten Weltkrieg anzweifelte. Den Ende 1985 nach Hamburg zurückgekehrten »überzeugten Waffenstudenten« störte an Windhoek eigentlich nur, daß es »dort keine schlagenden Verbindungen gibt«. Zum Ausgleich durfte er Schüler verprügeln, denn die Prügelstrafe gehört zum südafrikanischen Schulsystem. Das Strafmaß bestimmt die Schulleitung.

Die Zahl der ihm verordneten schwarzen Sprachschüler hielt Bormann so gering wie möglich. Während in Bonn Staatsminister Möllemann die Sprachkurse für nicht deutsch sprechende Kinder als mustergültig lobte, beeilten sich Bormann und sein Schulverein, den Südwester Herrenmenschen zu versichern, daß es sich bei den Sprachkursen um »äußerunterrichtliche Veranstaltungen der DHPS handelt«. Ein Übergang der schwarzen Schüler an die DHPS sei »nicht vorgesehen«. Als Wahl die von Bormann »genehmigte« Zahl der sechzehn Sprachschüler um nur eine Schülerin erhöhte, griff Bormann ein.

Bormanns Nachfolger im Amt des Schulleiters, Kolberg, galt zunächst als »liberal« und »unpolitisch«. Ein »würdiger Nachfolger«, wie sich bald zeigen sollte. Kolberg rief Lehrer Wahl zur Ordnung, weil der es gewagt hatte, vom Besuch eines Vortragsabends mit dem Nazi-»Historiker« David Irving abzuraten, als die Lautsprecherwerbung für diese Veranstaltung ins Klassenzimmer dröhnte. Beschwerden der Elternschaft waren die Folge. Kolberg forderte von seinem Lehrer, die Sache im Gespräch mit der in Südwesterkreisen einflußreichen Beschwerdeführerin Frau Roggensack ins Reine zu bringen. Im Klartext: Wahl sollte sich entschuldigen. Er dachte nicht daran. Der Ärger für ihn nahm zu. Im Zusammenhang mit der schleppenden »Öffnung« der Schule für weitere schwarze Schüler richtete der in Namibia geborene SPD-Bundestagsabgeordnete Hans-Günther Toetemeyer einige Fragen an die Bundesregierung, deren Inhalt die als liberal geltenden »Namibia Nachrichten« dokumentierten. Diese Meldung hefteten Klaus Kolberg und sein Vize Hugo Bouvain ans Schwarze Brett der Schule, versehen mit der Aufforderung zur Denunziation: *»Bei dieser Anfrage im deutschen Bundestag drängt sich bei vielen Kolleginnen und Kollegen der Verdacht auf, daß eine Verbindung zwischen Herrn Toetemeyer und Teilen unseres Kollegiums besteht. Wenn dem so ist, wäre es vielleicht ganz interessant zu erfahren, wer das sein könnte.«*

Erst nach einer Beschwerde Toetemeyers und – als Reaktion darauf – einem dienstlichen Verweis der Zentralstelle für das Auslandsschulwesen gegenüber Schulleiter Kolberg, distanzierte sich dieser halbherzig von seiner Tat: ». . .*Leider hat dieser Kommentar heute eine Dimension erhalten, wie sie von uns nicht beabsichtigt war...«*

Um weitere »Wahls« zu vermeiden, zog es Kolberg im Mai, wenige Wochen vor seinem Heimaturlaub, schon mal in die BRD. In Köln begutachtete er in Absprache mit dem Schulverein mehrere Kandidaten für freiwerdende Lehrerstellen. Zuvor hatte Kolberg nocheinmal verdeutlicht, wie sein Spruch »Politik gehört nicht an die Schule« genau zu verstehen ist. Einer DHPS-Delegation erteilte er die Genehmigung, während der regulären Unterrichtszeit am Treffen der Schülervertreter deutschsprachiger Schulen teilzunehmen. Morgens um 9.00 Uhr referierte in der »Deutschen Schule Windhoek« S. Eimbeck, Brigadegeneral der Abwehr und des Sicherheitsdienstes, zum Thema: »Bekämpfung des Terrorismus in Südwestafrika«.

Einen Antrag von Schülern für ein Symposium über die UNO-Resolution 435, dem von Bonn unterstützten Friedensplan für Namibia, vom Unterricht am 23. Mai 1987 beurlaubt zu werden, lehnte Kolberg dagegen ab: *»Befreiungen von einzelnen Schülern vom Unterricht, um an einer politischen Veranstaltung teilzunehmen, gibt es grundsätzlich nicht.«*

Doch selbst Klaus Kolberg mag nicht mehr lange in Windhoek bleiben. Seinen erst wenige Monate zuvor gestellten Antrag auf Verlängerung seines zunächst auf drei Jahre begrenzten Vertrages auf fünf Jahre zog er wieder zurück. Im Schulverein hat sich unterdessen ein weiterer Rechtsruck vollzogen. Mehr und mehr Mitglieder treten ihm »freiwillig« bei.

Die jüngste Statistik nennt 450 Eltern und 375 Vereinsmitglieder mit »sonstigen Interessen« . Etliche von ihnen zählen zum Umfeld des »Bundes nationaler Deutscher«. Der »BND« soll mit mindestens fünf Sympathisanten im neu gewählten Vorstand vertreten sein. Eine Kandidatur des »Genscher-Freundes« Konrad Lilienthal wurde mittels einer aufwendigen Kampagne abgewürgt. Am Wahltag, unter den Augen des so politikfeindlichen Schulleiters, verteilten die Südwester Handzettel: »Wer Lilienthal wählt, wählt SWAPO.« SWAPO ist aber »politisch«.

Konkret 12/87, S. 30

Tony Benn; Pit Wuhrer

»In der City von London, wo sich das Geld bewegt, wird alle fünf Minuten gewählt«

In der Niederlage der Labour Party sind die Linken der Partei die Sieger gewesen. Ist das die Perspektive? Pit Wuhrer sprach für KONKRET mit Tony Benn, dem führenden Vertreter der Labour-Linken.

KONKRET: Margaret Thatcher hat zum dritten Mal gewonnen. Bleibt Großbritannien konservativ?

Benn: Oh nein. Das Älterwerden hat den Vorteil, daß man alles in einer klareren historischen Perspektive sieht. Wir haben 1951, dann 1955, schließlich 1959 verloren – und kamen 1964 wieder an die Regierung. Wir wurden 1931 geschlachtet, als der Labour-Vorsitzende Ramsey McDonald zu den Konservativen überlief, wurden 1935 noch einmal besiegt und gewannen erst 1945 wieder. Der normale Zyklus für Labour in der Opposition umfaßt also drei Legislaturperioden. Das muß einfach gesagt werden, damit niemand glaubt, dies sei das Ende der Welt.

KONKRET: Aber die Umstände sind anders.

Benn: Sie unterscheiden sich in jedem Fall. Momentan befindet sich die britische Ökonomie im Niedergang. Jeder Penny aus den Öleinkünften wird für die Arbeitslosenhilfe ausgegeben, weil die Regierung die Arbeitslosigkeit braucht, um eine Disziplin einzuführen, mit der die Profitabilität des Kapitals wiederhergestellt werden soll. Vor diesem Hintergrund fand die Wahl statt. Die Menschen wurden in Angst gehalten – und die Regierung nutzte diese Angst in dreifacher Weise: Erstens die Furcht, daß die Rote Armee in Großbritannien einfällt, wenn die US-Atomraketen abgezogen werden; zweitens die Furcht, daß die Labour-Partei von Spionen, Subversiven, Verrätern, Dieben und Extremisten unterwandert wurde; drittens die Furcht der Menschen, deren Arbeitsplätze die Krise überlebt haben, daß sie alles verlieren könnten, wenn Labour an die Macht kommt.

KONKRET: Die Konservativen gewannen also, weil es manchen Briten besser geht.

Benn: Es gibt Leute, die jetzt in besseren Verhältnissen leben. Aber sie sind sehr nervös; selbst konservative Wähler fürchten sich vor einer Politik, die mit der Arbeitslosigkeit gemacht wird. Bei vier Millionen Arbeitslosen, die darauf warten, deinen Job zu übernehmen, bewegst du dich nicht – und du hälst an dem fest, was du hast.

KONKRET: Thatcher hat das Land grundlegend verändert. Die Gewerkschaften stehen mit dem Rücken zur Wand; das politische Klima erschwert kollektivistische Ansätze, der Individualismus feiert Triumphe. Diese Veränderungen bieten keinen Grund für Optimismus.

Benn: Das akzeptiere ich nicht. Wenn wir vor 150 Jahren miteinander geredet hätten, würden wir darüber sprechen, daß nur zwei Prozent der Bevölkerung das Wahlrecht besitzen, und daß die Gewerkschaften verboten sind. Dennoch war das 19. Jahrhundert für die Arbeiterklasse eine Periode enormen Fortschritts. In Südafrika verfolgt heute die Polizei die Schwarzen, es gibt keine freie Presse – und trotzdem werden sie gewinnen. Wir dürfen uns nicht in eine Krise reden.

Die Meinung, daß Frau Thatcher den Sozialismus beerdigt habe, ist schlichtweg falsch. Manche pessimistische Linke mögen das glauben. Während des Wahlkampfes hat es jedoch mehr Attacken auf den Sozialismus gegeben, als ich in meinem ganzen Leben zuvor erlebt habe. Warum tun sie das, wenn der Sozialismus tot ist? Was macht ihn so gefährlich, wenn er nicht mehr lebt? Wenn wir so schwach sind – warum haben die Polizisten dann Kampfausrüstungen und Gummigeschosse? Warum bekämpft die Presse 24 Stunden am Tag den Sozialismus, wenn er bereits zerstört wurde?

Man muß das schon analytischer sehen. Der Kollektivismus ist nicht verschwunden. Während des Bergarbeiterstreiks war er plötzlich wieder da und hat die Kumpel ein Jahr lang unterstützt. Die Frauen, die Gewerkschaften, die Schwarzen, die Schwulen, die Iren – sie alle haben sich zusammengeschlossen. Und natürlich, wenn sich die Labour Partei hinter die Bergarbeiter gestellt hätte, hätten diese gewonnen. Ich akzeptiere diese Theorie also nicht.

KONKRET: Aber die Bergarbeiter haben nicht gesiegt, und die Labour Partei will oder kann diesen Optimismus nicht vermitteln.

Benn: Man muß zwischen der Partei und der Führung unterscheiden. Während des Bergarbeiterstreiks haben auf lokaler Ebene linke, rechte und zentristische Fraktionen die Kumpel unterstützt. Aber die Führung mit ihren Ratgebern von den Meinungsforschungsinstituten und Werbeagenturen sagten, daß die Bergarbeiter der Partei nur Peinlichkeiten bereiten würden. Das Problem besteht darin, daß wir zwei Labour Parteien haben.

KONKRET: Wie bitte?

Benn: Der Rückschlag der Bergarbeiter hat viele Menschen demoralisiert, aber der Bergarbeiterstreik war keine Niederlage. Tatsache ist, daß die nationale Labour Partei keine Zukunftsperspektive hatte, sondern nur den Premierminister austauschen wollte. Sie präsentiert sich präsidial und dachte, das sei attraktiv. Ich glaube nicht, daß der Wahlkampfstil

etwas ausgemacht hat. Die Kampagne der Labourführung hat keine Bewegung entfacht, die Leute nicht begeistert. Die Partei hat dort am besten abgeschnitten, wo die Kandidaten drei Jahre lang als Gefahr für die Wahlchancen der Partei denunziert worden sind: Liverpool, Coventry, Chesterfield, Bolsover, Sunderland. Eine komplizierte Kombination von Faktoren hat Thatcher geholfen – und eine offizielle Opposition, welche über eine hohle Analyse, eine inadäquate Politik und wenig Vision verfügte.

KONKRET: Die einzige Vision, die Labour bot, war ein Kandidat, der eine One-Man-Show abzog. Ist das der neue Labour-Stil?

Bonn Die Labour Partei hat den Menschen nicht einmal die einzige Macht gegeben, die auch die Armen haben können – die Macht zu verstehen. Wissen ist Macht. Und wir hätten ihnen Hoffnung geben sollen. Statt auf unsere Führer zu bauen, hätten wir Vertrauen in die Menschen setzen sollen, damit diese sich und der Bewegung helfen. Wir haben das nicht gemacht und gesehen, was dann passiert. Die Linke in der Partei wird sich nun neu organisieren müssen.

KONKRET: Gerade in den Inner City Ghettos mit all der Armut, die da herrscht, gingen nur wenige zur Wahl.

Benn Ja, natürlich. Aber wir haben denen auch keine Alternative geboten, oder? Wir haben gesagt, daß wir uns weder mit dem Kapital noch mit den Sicherheitskräften anlegen wollen. Daß wir uns nicht in die NATO einmischen wollen, die uns über die Verteidigungshaushalte bankrottiert, nicht in die EG, die unsere Gesetze macht. Daß wir die Multis in Ruhe lassen. Wir wollten nirgendwo eingreifen, sondern alles nur besser machen. Die Leute wußten, daß wir nichts unternehmen würden. Wir waren nicht zu sehr, sondern zu wenig radikal, das hat uns geschwächt.

KONKRET: Neil Kinnock hat in seinen Reden die sozialen Verhältnisse sehr scharf gegeißelt.

Benn Aber er hat die Politik personifiziert. Die Personifizierung ist jedoch die Politik des Zuschauersports: Wer gewinnt den europäischen Gesangswettbewerb? Wer erhält den nächsten Oscar in Hollywood? Die Linke hingegen muß eine analytische, prinzipientreue, moralische, demokratische, internationale und visionäre Sicht der Gesellschaft bieten. Wenn sie das nicht macht, gelangt sie immer wieder an die Macht und fällt bei der nächsten Pendelbewegung wieder raus. Wenn Demokratie nur noch bedeutet, wer ein gleichbleibendes System besser verwalten kann – wen kümmert das schon? Etwa die Leute, die meinen, es gingen ihnen nun etwas besser? Die Inflation ist gering, sie haben sich ein Haus, einen Wagen, ein Fernsehgerät gekauft und verbringen ihre Ferien an der Costa Brava oder sonstwo. Für sie ist das alles, wofür sich das Leben lohnt. Das ist sehr verständlich, die Menschen haben so viele Unsicherheiten in ihrem Leben gehabt. Da betrachten sie jeden kritisch, der ihnen erzählt, er sei besser als die gegenwärtige Regierung.

KONKRET: Der Klassenkampf spielte immer eine Rolle in der britischen Gesellschaft. Während dieser Wahl hat man davon nicht viel gespürt.

Benn Der Klassenantagonismus ängstigt das Establishment. Deshalb attackieren sie die Linke. Weil sie glauben, es gäbe eine revolutionäre Bewegung in Großbritannien. Diese existiert natürlich nicht, aber die anderen denken, es sei eine vorhanden. Deshalb haben sie David Owen ausersehen, die Rolle der Madame Aquino der britischen Philippinen zu übernehmen, weil sie fürchten, daß Margaret Marcos zu weit gegangen sei. Owen sollte das neue gemäßigte Gesicht der gleichen Politik abgeben. Er hat es nicht geschafft. Frau Thatcher hat dagegen die ersten Funktionen einer Revolution ausgeführt: Sie hat die Institutionen zerstört, welche uns regieren. Die Menschen glauben nicht mehr, daß die Polizei, die Richter, die BBC, die Staatsbeamten oder die Presse neutral und fair wären, und viele haben durch Thatchers brutale Machtpolitik erkannt, daß größere, nicht kleinere Veränderungen nötig sind. Aus all diesen Zutaten werden wir etwas aufbauen, daß die notwendigen Veränderungen herbeiführen wird.

KONKRET: Wie soll das geschehen? Die Krise der Linken ist nicht nur ein britisches Problem: Auch in Italien oder der BRD beispielsweise liegen sozialistische oder sozialdemokratische Parteien bei gerade 30 Prozent.

Benn: Die sozialistische Bewegung ist überall in eine Sackgasse geraten. Was ich im Moment so spannend finde, ist die Tatsache, daß die Krise in der Sowjetunion, welche Gorbatschow zu lösen versucht, identisch ist mit der Krise der Sozialdemokratie. Denn die Sozialdemokratie im Westen, die ihre Verbundenheit mit dem parlamentarischen System stets preist, war in Wirklichkeit Wohlfahrtskapitalismus via Bürokratie. Und Gorbatschows Vorgänger betrieben Wohlfahrtskommunismus via Bürokratie. Der gemeinsame Nenner ist die Bürokratie und damit die Beseitigung der Moral zugunsten der Effizienz. Man sehe sich die Führer der Sozialdemokratie in Westeuropa an: Callaghan, Mitterrand, Soares, Gonzales, Craxi, Schmidt – sie alle repräsentieren die fortschrittliche Verwaltung des Kapitalismus, welche mit Roosevelt begann. Roosevelts New Deal endete in einem Alptraum von Bürokratie unter Carter und wurde von Reagan beiseite gefegt. Die großen Hoffnungen auf den Wohlfahrtskapitalismus der Attlee-Regierung kollabierten 1976 unter Callaghan und bereiteten Thatcher den Weg.

KONKRET: Was bedeutet das für Labour heute?

Benn: Die Fundamente, auf denen sich der Sozialismus gründen muß, haben mehrere Schichten. Die unterste ist die Moral. Wir sprechen über Effizienz, Produktivität, Konkurrenz, internationale Investitionen; wir reden über die Zukunft der D-

Mark, des Franken oder des Pfundes – aber wir diskutieren nicht mehr darüber, was richtig und was falsch ist. Wenn man einen marxistischen Priester in Lateinamerika nach seiner Theologie befragt, wird er als erstes Gebot die Speisung der Hungrigen nennen. Selbst Bob Geldof brachte mit »Band Aid« diesen Idealismus ans Tageslicht. Die Moral muß die Grundlage sein. Es ist falsch, Leute verhungern zu lassen, während wir Geld für Star Wars ausgeben; es ist falsch, daß alte Leute vor Kälte sterben und gleichzeitig Zechen stillgelegt werden, in denen Bergarbeiter Kohle fördern. Über dieser Schicht müssen wir die Vitalität der Demokratie wiederentdecken.

Bei der neuen Technologie ist nur eines sicher: Sie produziert neue Macht. Wer kontrolliert diese Macht, lautet da die zentrale Frage. Technologie verstärkt militärische, ökonomische, Medien-, Verwaltungs-, Gewerkschafts- und parteipolitische Macht. Die kleinen Fortschritte, die die Suffragetten, Chartisten und Wahlrechtsaktivisten erzielt haben, sind alle ausradiert worden. Wir haben die gleiche Anzahl von Unterhausabgeordneten wie zu Beginn dieses Jahrhunderts – doch die Macht, die wir kontrollieren sollen, ist enorm gewachsen. Wir haben alle fünf Jahre eine Wahl, in der City von London, wo sich das Geld bewegt, wird alle fünf Minuten gewählt. Dort befindet sich das Machtzentrum. Die Demokratie muß also wiederbelebt werden; die Argumentation darf sich dabei nicht nur gegen die unüberprüfbare Macht des Kapitals, sondern muß sich auch gegen die unüberprüfbare Macht der Bürokratie wenden, egal, ob sie von Sozialdemokraten oder Kommunisten verwaltet wird.

Außerdem müssen wir den Internationalismus wiederbeleben. Es ist doch erstaunlich, daß der Internationalismus des Kapitals, der Multis, der Banken, der Presse und auch des Sports hochentwickelt ist – aber nicht der der Arbeiterklasse. Erst danach sollte man über Politik und vielleicht Personen diskutieren. Die führenden Politiker sollten dabei als Lehrpersonal betrachtet werden und nicht als Leute, die Leitern hochklettern, sich in Stellwerke setzen, an den Hebeln ziehen und so die Züge nach Belieben lenken. Wir brauchen ein neues Führungskonzept, das erklärend und erläuternd ist und den Menschen Vertrauen vermittelt – nicht in die Führung, sondern in sich selbst.

KONKRET: Was heißt das, die Struktur verändern?

Benn Als die Labour Partei 1918 von den Gewerkschaften gegründet wurde, waren an der Konferenz Gewerkschaften, Wahlkreise und ein oder zwei sozialistische Organisationen beteiligt. Würde man heute die Labour Partei wiedergründen, gäbe es Gewerkschaften, Wahlkreisverbände und eine ganze Masse an Organisationen der Frauen- und der Friedensbewegung, der Schwarzen, der Bürgerinitiativen, der Grünen usw. Wir sollten die Labour Partei neu gründen, um der modernen Klassenstruktur Rechnung zu tragen, anstatt weiterhin auf einer schmaler werdenden strukturellen Basis einer Klasse zu sitzen, die breiter ist. Wenn wir die Partei an der Basis nicht verbreitern und demokratisieren, wird sie zwangsläufig immer autoritärer.

KONKRET: Die Parteibasis verbreitern? Labour ist doch jetzt schon gespalten.

Benn Es ist eine Spaltung zwischen der Spitze und der Basis. Der Parteivorstand ist jetzt schon fast so autoritär wie die Tory-Partei: Er schließt Mitglieder aus, diszipliniert sie, bedroht sie, setzt Kandidaten ab, denunziert die Linke – und das alles auf einer schrumpfenden Basis der männlichen, weißen Handarbeiterschaft. Einige Leute wollen nun die Linken loswerden und die Partei mit den Liberalen vermählen. Das ist die Strategie an der Spitze, während wir hingegen unten die Basis verbreitern wollen. Zwischen diesen beiden Strategien muß sich die Partei entscheiden.

KONKRET: Innerhalb der Parlamentsfraktion ist mit der Wahl von vier schwarzen Abgeordneten und den Vertretern des sogenannten »Municipal Socialism« des (Rathaussozialismus) die Basis bereits breiter geworden. Diese Abgeordneten sprechen von einer anderen Politik: Die Opposition soll wieder auf die Straße.

Bonn Über den außerparlamentarischen Kampf wird viel Unsinn geredet. Die Macht des Kapitals in Großbritannien befindet sich doch nicht im Parlament; wenn der Kapitalismus von Frau Thatcher und ihren vierhundert Abgeordneten abhinge, wäre er morgen früh verschwunden. Der Kapitalismus stützt sich auf die Banken, die Medien, das Militär usw. Und die Stärke der Labour Partei hängt ebenfalls von Organisationen außerhalb des Parlaments ab. Wenn das Kapital streikt, wird von »geringer Investitionsbereitschaft« gesprochen; streiken dagegen die Arbeiter, ist das eine »Störung«, die »Revolutionären«, »Rädelsführern« und »subversiven Elementen« in die Schuhe geschoben wird. Ziehen die Banken ihr Geld aus London ab und lösen damit einen Run auf das Pfund aus, ist von »Realität« die Rede, der man »ins Auge sehen« muß.

KONKRET: Einige Gewerkschaften sind militanter als andere. Aber die gewerkschaftliche Militanz hat sich meist in ökonomischen Forderungen erschöpft.

Benn Das ist richtig; die Gewerkschaftsbewegung ist teilweise ein Spiegelbild des Kapitalismus, mit dem sie verhandelt hat. Die Kapitalisten wollen Geld, die Gewerkschaften einen Teil des Mehrwerts. Sie kämpfen dafür, nicht aber für die wirkliche Macht. Mit der Labour Partei ist das nicht anders, sie ist ein Spiegelbild der Konservativen Partei im parlamentarischen System. Sie wollen die Ämter für sich, interessieren sich aber kaum für die Struktur der Macht. Die Labour Partei hat nie wirklich die Struktur der Staatsmacht, der Sicherheitsdienste, der Polizei, des Oberhauses usw. analysiert. Wir sagten: Laßt uns die Regierung übernehmen und alles wird gut. Und die Gewerkschaften haben gesagt: Wir

wollen nur mehr Geld auf dem Tisch. Die Politisierung der Arbeiterbewegung kann nur unter bestimmten Umständen erreicht werden; als die Gewerkschaften über den politischen Fonds abstimmen ließen, wurden sie von Thatcher politisiert. Sie erklärte: 'Ich gebe euch die Macht, aus der Politik auszusteigen. ' Doch bei der Stimmabgabe erwiderten die Mitglieder: 'Wir wollen aber in der Politik bleiben.' Das Problem ist, daß wir diesen Ansatz nicht weiterverfolgt haben. Ich will nicht zu optimistisch klingen, aber das Potential ist da. Solange jedoch die Arbeiterbewegung diese Fragen nicht diskutiert, werden wir weiter für Löhne und Ministerialposten kämpfen und die zentralen Fragen der Gesellschaft nicht einmal berühren.

Konkret 12/87, S. 34

Magazin

KRIEGSGEWINNLER

Die ägyptische Suezkanalbehörde hat die Passagegebühren für Kriegsschiffe mit sofortiger Wirkung um 30 Prozent erhöht. Wie der Vorsitzende der Kanalbehörde bekanntgab, sollen damit die ägyptischen Deviseneinnahmen gesteigert werden. Der 195 km lange Kanal ist der drittgrößte Devisenbringer Ägyptens nach den im Ausland arbeitenden Ägyptern und dem Erdölexport. Er brachte 1986 rund 1,1 Mrd. Dollar an Einnahmen. Im Jahr passierten bisher zwischen 200 und 250 Kriegsschiffe die Wasserstraße. Diese Zahl hat sich in diesem Jahr mit den zunehmenden Spannungen im Golf drastisch erhöht.

SCHÖN GESAGT

Seine analytischen Fähigkeiten stellte Volkmar Köhler erneut unter Beweis. Bei einer Sitzung des Bundestagsausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit verblüffte der Parlamentarische Staatssekretär mit seinen Erkenntnissen über die Philippinen. Das Protokoll vermerkt ».. Parlamentarischer Staatssekretär Köhler bemerkt... die Philippinen blieben die Philippinen, auch wenn sich die Herrschaftsstruktur geändert hätten . Trotz alledem bliebe er skeptisch, ob sich aus dem genannten Faktum daß eben die Philippinen die Philippinen geblieben seien, in absehbarer Zukunft etwas grundlegendes ändern werde.«

SALZ IM GETRIEBE

Der Sommer war schlecht, ein »grünangestrichener Winter«. Diese Wendung der Meteorologen nahmen die Bonner Behörden zum willkommenen Vorwand, vorsorglich schon im September Appelle an die Einwohner zu verschicken, kein Salz auf die Gehwege zu streuen. Doch die vermeintlich so um die Pflanzenwelt besorgte Stadt hatte eigentlich ganz andere als ökologische Interessen. Die 4170 Briefe mit dem Vermerk: »Nicht nachsenden« wurden an diejenigen Bürger gesandt, die die Volkszähler nicht angetroffen hatten. Auf Anfrage der Grünen in der Ratssitzung gab der CDU-Beigeordnete Willy Sauerborn zu, die Erhebungsstelle für die Volkszählung habe dieses Verfahren gewählt, »um ihre gesetzliche Pflicht einer möglichst vollständigen Erhebung zu erfüllen und säumigen Bürgern zur Erfüllung ihrer gesetzlichen Pflichten zu verhelfen, sich zählen zu lassen.« Bei diesem Trick geht es aber nicht nur um Durchsetzung staatlicher Gewalt, sondern auch um Geld: Sauerborn erklärte, die Stadt Bonn müsse ein Interesse haben, möglichst viele Menschen zu erfassen, da die finanziellen Schlüsselzuweisungen des Landes davon abhingen – »dabei geht es unter Umständen um Millionen.« Die Grünen im Stadtrat haben wegen »rechtswidriger Tricks« eine Dienstaufsichtsbeschwerde gegen den Leiter der Erhebungsstelle und den Bonner Oberstadtdirektor beim Kölner Regierungspräsidenten erstattet.

RADIKALAUER

Von *Winfried* Thomsen

Das AKW Lingen ist schon stillgelegt.
Jetzt soll es auch noch molkesicher werden.

Strauß sitzt vor, Stoltenberg nach und Kohl aus.
Aber wer sitzt ein?

Gesucht:
Spitzelkandidat für Mitgliedschaft in einer
kriminellen Landesregierung.

Der Sumpf – endlich mal wieder ein Biotop in Kiel.

Und der Sturz der Aktienkurse ist das Werk linker Börsenjobber, gell, Stoltenberg?

Wenn eine Staatskanzlei Ausgangspunkt krimineller Hand/ungen ist, hilft nur eins: Räumen!

Vermummungsverbot: Der Wald muß weg.

ENDLICH: FAMILIE

In Schweden sollen homosexuelle Paare künftig die gleichen Rechte wie Eheleute haben. Der *Gesetzesentwurf, über* den im schwedischen Parlament beraten wird, sieht vor, daß homosexuelle Paare bei einer Trennung die vermögensrechtliche Seite regeln können. Bei Todesfall soll der überlebende Partner den Verstorbenen beerben können, falls kein anderslautendes Testa*ment* vorliegt. Während der Homosexuellenvereinigung die Vorlage nicht weit genug geht, da die von ihr geforderte Legalisierung der Ehe gleichgeschlechtlicher Partner, die Möglichkeit von Adoptionen und die Erwähnung von Homosexualität als Asylgrund nicht aufgenommen wurde, freut sich der Gesetzgeber über diese »Pioniertat« – nicht etwa, weil sie einen weiteren Schritt zur Gleichberechtigung von Homosexuellen bedeutet, sondern deren angeblicher Promiskuität einen Riegel vorschieben könne.

BOMBENUHR

Ein Warenhaus in Amsterdam *darf auf* Anordnung der niederländischen Justizbehörden eine »Zeitbombe« nicht mehr verkaufen, weil dieser Scherzartikel einer echten Höllenmaschine zu ähnlich sieht. Die zum Preis von 69 Gulden angebotene Uhr war im vergangenen Jahr nicht nur einmal *auf* dem Londoner Flughafen Heathrow abgestellt worden mit der Folge, daß Alarm ausgelöst und der Verkehr lahmgelegt worden wer, auch die Sprengkommandos der niederländischen Polizei hatten sich in diesem Jahr an der Attrappe schon reichlich abgearbeitet. 80 Prozent der mutmaßlichen Bomben erwiesen sich als Attrappen.

IMMER DOLLAR

Die »Junge Welt« (DDR) hat den Groschen mit dem Bade auf den Nagel getroffen »Die USA-Firma 'Victory Games Incorporated' hat sich Gedanken um die Freizeit der Kinder gemacht. Folgerichtig brachte sie jetzt ein Spiel mit dem Titel 'Golf-Krieg' auf den Markt. Auf spielerische Weise können größere oder kleinere Seeziele versenkt oder halbe Armeen vernichtet werden. Das Resultat: Auf dem Schlachtfeld im Kinderzimmer rollen die Köpfe, und für die Firma rollt der Rubel.«

AUFSCHWUNG ABWÄRTS

Insgesamt rund 20 Millionen US-Amerikaner haben nach einer Untersuchung der Harvard-Universität nicht genug zu essen. Die Zahl der Arbeiter, die trotz eines festen Jobs mit ihrem Verdienst unter der gesetzlich festgelegten Armutsgrenze bleiben, liege heute um 36 Prozent höher als 1979. Hunger werde auch in Arbeiterfamilien mit regelmäßigem Einkommen immer mehr zum Problem, heißt es in der Studie, die zu dem Schluß kommt, daß der wirtschaftliche Aufschwung in den USA an den Arbeitern vorbeigegangen sei. Die Regierung von Präsident Ronald Reagan habe vor allem schlecht bezahlte Jobs geschaffen und den Mindestlohn nicht heraufgesetzt. Von den 13 Millionen neuen Arbeitsplätzen der letzten zehn Jahre brachten 8,2 Millionen weniger als 7000 Dollar im Jahr. Der Mindeststundenlohn liege seit Januar 1981 bei 3,35 Dollar. Die Verbraucherpreise seien seitdem um 32 Prozent gestiegen.

BRAUNE REISE

»Südwestafrika (oder Namibia) wie es heute genannt wird, gehört zweifellos zu den faszinierendsten Ländern der Welt – Namibia ist Afrika wie es war, wie es ist, wie es sein wird . Ein Land, wo die Stille der Wüste endlos ist, und die Geräusche des Buschlebens in der Mittagshitze gedämpft werden, wo Elefant, Löwe, Leopard und Giraffe frei herumziehen...« Nur unterbrochen durch ratternde Maschinen- und andere G-3-Gewehre auf Daimler-Fahrzeugen in Händer der doch sehr deutsch-ausgerüsteten südafrikanischen Soldaten.

Aber so was kriegen sie nicht mit, die Leserinnen der »Braunschweiger Zeitung«, deren Verlag eine Leserreise für Mai 1988 nach Namibia anbietet. Veranstalter sind die Kahn Tours in Braunschweig.

ARBEITSLOSIGKEIT TÖTET

Die Arbeitslosigkeit in Großbritannien könnte noch Schätzungen von Experten bis zum Ende des Jahrhunderts 40 000 vorzeitige Todesfälle verursachen. Wie der Mediziner Richard Smith, stellvertretender Chefredakteur der Fachzeitschrift »British Medical Journal«, in London erklärte, schließt diese Zahl Todesfälle durch Krebs, Selbstmord und durch Armut verursachte Gewaltverbrechen ein.

Nach Smith' Angaben zeigen bereits offizielle Untersuchungen aus den 70er Jahren einen Anstieg der Sterberate von Arbeitslosen im Vergleich zu Menschen in einem festen Arbeitsverhältnis. Beeinträchtigungen der geistigen Gesundheit seien ebenso nachgewiesen. Vorzeitige Todesfalle gebe es auch in den Familien der Arbeitslosen. Forschungen hätten zudem ergeben, daß auch die Sterberate von Neugeborenen in Familien von Arbeitslosen über dem Durchschnitt liege.

RAUS = WILLKOMMEN

Wegen Sachbeschädigung hat ein Amtsrichter im hessischen Dieburg einen 27jährigen Mann verurteilt, der an einer Eisenbahnunterführung mit einer Farbsprühdose die Parole »Ausländer raus« in »Ausländer willkommen« geändert hatte. Der Richter verurteilte ihn zu 300 Mark Geldstrafe.

SAUFEN NACH UHR

Pro Jahr erleidet jeder 15. Arbeiterin der BRD einen Berufsunfall . Die tödlichen nahmen, im Gegensatz zu den nichttödlichen Berufsunfällen, von 1985 bis 1986 leicht ab. Besondere Attraktion einer Messe zum Thema »Arbeitsschutz und Arbeitsmedizin«, war jetzt eine »Alkoholabbau-Uhr«, mit der offenbar ermittelt werden soll, mit wieviel Promille noch gearbeitet werden kann oder wie abgehärtet jemand gegen Alkohol ist. Doch offen bleibt die Frage, warum Arbeit so häufig nur in einem mehr oder minder starken Rauschzustand zu ertragen ist.

SOZIALHILFE VON QUELLE

In Rheinland-Pfalz und nicht nur dort erhalten Sozialhilfeempfänger nicht mehr Bares zum Kauf des Nötigsten, sondern ihnen wird die benötigte Waren vom Quelle-Versand angeliefert.

WENIGER TV?

Die Sowjetunion muß nach den Vorstellungen von Michail Gorbatschow erst noch eine wirkliche Supermacht werden. Vor Journalisten hat der Kreml-Chef jetzt durchblicken lassen, daß ohne die Stärke der Roten Armee mit ihren 25.000 Atomwaffen das Sowjet-Imperium »ein Land der dritten Welt« wäre. »Glasnost«-Politik hat also auch und vor allem etwas mit der Verbesserung der sowjetischen Wirtschaft zu tun, deren Produktion nach Expertenmeinung immer noch einen exotisch niedrigen Qualitätsstand ausweist. Die Tatsache beispielsweise, daß von rund 28.000 Bränden in Moskau im Jahr 1986 rund 40 Prozent durch fehlerhafte Fernsehgeräte entstanden sind, spricht Bände.

(Aus Bayrischer Textilbrief 17/1987)

ZWEI PROZENT MEHR

Die Hälfte der Menschheit ist nur zu 14,8 Prozent in den Parlamenten der Welt vertreten. Der Anteil von weiblichen Abgeordneten wuchs in den vergangenen zwölf Jahren gerade um zwei Prozent. Diese Zahlen legte die

Interparlamentarische Union in Genf vor. Im Untersuchungszeitraum von 1975 bis 1987 legten die Rumäninnen mit 19,3 Prozent am stärksten zu. In Ungarn dagegen sank der Frauenanteil um 7,7 Prozent.

Spitzenreiter ist die UdSSR mit 34,5 Prozent Frauen in ihren Parlamenten. In den westlichen Staaten liegen die skandinavischen Länder vorne: Norwegen kommt auf 34,4 Prozent Frauen, Finnland auf 31,5 Prozent und Schweden auf 30,9 Prozent.

GIFTIGE BLUMEN

Seit Jahrzehnten verlagern die klassischen Länder der Blumenzüchtung, Holland und Italien, ihre Produktion in Länder der Dritten Welt. Dort arbeiten vorwiegend Frauen mit hochgiftigen Pflanzenschutzmitteln bei der Produktion von Nelken, Rosen und Chrysanthemen. Aus dem Jahr 1982 liegt aus Kolumbien eine Liste von 95 bei der Blumenproduktion eingesetzten Pestiziden vor, zum Teil DDT-haltige oder in der BRD verbotene Pestizide.

Von den 36000 in der Blumenindustrie beschäftigten Frauen leiden 65 Prozent an berufsbedingten Krankheiten: Allergien, Hautausschläge, Geschwüre, Herzanfälle, Leberleiden, Lungenleiden, Sehstörungen, Übelkeit, Kopfschmerzen, Menstruationsstörungen, Unfruchtbarkeit.

Die Frauen halten diese Arbeit durchschnittlich zwei Jahre lang aus, dann beginnt für sie ein Leben in Krankheit und Arbeitslosigkeit. Der Kreislauf der Gifte schädigt aber auch andere: z.B. wurde nachgewiesen, daß US-amerikanische Floristinnen mit Organo-Phosphaten durch importierte Schnittblumen aus Kolumbien vergiftet wurden.

CONNECTIONS

Es scheint, als ließen sich die Anfang der 70er Jahre immer nur vermuteten, nie beweisbaren Verbindungen zwischen der CSU und der damaligen »Aktion Widerstand« nun nachträglich belegen. In der Reihe »Berichte und Studien der Hanns-Seidel-Stiftung« des »R.S. Schulz«-Verlages in Percha am Starnberger See erschien ein »Politisch-Pädagogisches Handwörterbuch«, herausgegeben von Klaus Hornung und Peter Gutjahr-Löser. Neben Autoren wie Karl Dietrich Bracher oder Josef Stingl, neben Erwin Scheuch und Ex-Kultusminister Hans Maier schreiben hier auch Günter Bartsch und Wolfgang Strauss. Bartsch gilt inzwischen als Anhänger des »nationalrevolutionären« Rechtsextremismus und publiziert auch eifrig dort bei verschiedenen Splittergruppen, wie der »Nationalpolitischen Sicht« des Karl E. Naske (Euskirchen), der als Verwalter des politischen Erbes Otto Strassers gilt. Strauss kommt von der »Unabhängigen Arbeiterpartei« her die der DSU Strassers entstammte. Er hatte enge Kontakte zur »Aktion Widerstand« und gründete die dem radikalen Flügel der NPD entstammende »Aktion neue Rechte« mit. Deren Zeitschrift »neue zeit« führte Strauss jahrelang, auch nachdem sich die ANR gespalten hatte; Strauss gehörte der abgespaltenen »Nationalrevolutionären Aufbauorgenisation/Sache des Volkes« an. Er hatte in den 70er Jahren weiterhin Verbindungen zur NPD und referierte bei den »Jungen Nationaldemokraten«. Heute ist er häufiger Autor in der neofaschistischen Zeitschrift »Nation Europa« und bei »Criticon«.

AUF DEN FISCH GEKOMMEN

Singles aufgepaßt! Jetzt gibt es den passenden Lebensgefährten in jeglicher Farbe und Form preiswert zu erstehen. Man braucht nur ins nächste Zoofachgeschäft zu gehen und dort einen Zierfisch verlangen . Denn dies sei das ideale Haustier für Alleinstehende. Das fand der Münchner Tierschutzverein heraus. Zwar freue sich der Goldfisch im Aquarium nicht lautstark, wenn Herrchen oder Frauchen nach getaner Arbeit nach Hause kommen, aber diese Zurückhaltung habe den Vorteil, daß Nachbarn nicht durch lautes Bellen oder Miauen belustigt werden. Außerdem seien die Fische nicht so empfindsam wie ihre vierbeinigen Kollegen, Hunde oder Katzen, denen das Singledasein in der einsamen Wohnung nicht zuzumuten sei. Auch Wellensittiche leiden, wenn sie alleingelassen werden. Aufgrund ihrer eigenen Erfahrung als Singles, mögen Alleinstehende doch bitte den Erwerb eines vierbeinigen Lieblings oder eines Vogels auf das Rentenalter verschieben. Bis dahin – so der um menschliche und tierische Schicksale besorgte Tierschutzverein – sollten sich Singles mit einem Fisch begnügen.

BILLIGE MORAL

»Die Bundesregierung ist sich der moralischen Dimension der Bombardierung von Guernica mit den tragischen Verlusten so vieler Menschenleben zutiefst bewußt.« Sagt Genscher. An Wiedergutmachung denkt die Bundesregierung jedoch nicht. Auf Anfrage von Petra Kelly nach der Bereitschaft zur »überfälligen materiellen Wiedergutmachung« verweist Genscher

auf die »Blumen«, die der Generalkonsul in Bilbao als Vertreter bei den Gedenkfeiern zum 50. Jahrestag »für die Opfer des Bombardements niedergelegt hat.« Mehr ist nicht. »Die Frage einer materiellen Wiedergutmachung durch die Bundesregierung ist angesichts der Rechtslage auch von baskischer Seite nicht aufgeworfen worden. Sie hat stets anerkannt, daß die Bundesrepublik Deutschland für Schäden, die die Legion Condor in Spanien verursacht hat, rechtlich nicht in Anspruch genommen werden kann.« So einfach ist das.

LIEBEL GELD

Schulschwänzen ist, für Lehrer zumindest, ein ernstes Problem. Auch in China. Das berichtete jetzt die Zeitschrift »Beijing Review«. Viele Eltern dagegen seien einverstanden, daß ihre Kinder, anstatt zur Schule zu gehen, lieber Geld verdienen. Diese Schüler halten es für wichtiger, einige gutbezahlte Gelegenheitsjobs anzunehmen. Ein weiterer Grund für die Schulunlust sind die Ansprüche, die in den weiterführenden Schulen rapide steigen. Reichen die Leistungen nicht, um in eine Schwerpunktschule aufgenommen zu werden so haben die Schüler, ganz so wie die Hauptschüler in der BRD, keinen Bock mehr. Hinzu kommt, daß sich die Lehrer auf die besten konzentrieren und die anderen vernachlässigen. Vielleicht probiert man es in China doch einmal mit Gesamtschulen.

ACH ELFI

»Nicht gewußt haben« will Elfi Wörner, daß eine Anzeige des Vereins für das Deutschtum im Ausland {VDA) mit ihrem Foto auch in »Nation Europa« erscheinen sollte. Die selbst von Friedrich Zimmermann in seinem jährlichen »Verfassungsschutzbericht« als rassistisch und rechtsextremistisch eingeschätzte Monatsschrift aus Coburg hatte Frau Wörners Hilfeersuchen »für die Deutschen in Rumänien« angeblich »ohne ihr Wissen« veröffentlicht. Aber auch die VDA ist klar ausgerichtet. So pflegt sie intensive Kontakte zu Deutschnationalen in Chile, Südafrika und »Südwestafrika«.

VORSORGE

Siemens hat was übrig für die Volksvertreterinnen. Weil doch letztens der CSU-Abgeordnete Dr. Klaus Rose anläßlich eines Besuches des Haushaltsausschusses bei den Siemens-Leuten den Eindruck hinterließ, diese Geldverwalter interessierten sich auch für Militärelektronik, bekommen jetzt alle MdBs den »Defense Report« zugesandt. Elektronik für die Verteidigung steht drauf und drinnen können sich die Abgeordneten schon mal darüber informieren, was demnächst von ihnen wieder angeschafft werden muß. So hat Siemens längst IRIS entwickelt, Kürzel für Integrated Radio Information System. Das soll rein in den »European Fighter Aircraft«, der allerdings schon längst nicht beschlossen ist. Nur an fehlenden Haushaltsbeschlüssen ist noch nie ein Rüstungsprojekt gescheitert.

WELTWEIT IM EINSATZ

Die Mannen des immerwährenden Bewerbers um die US-Präsidentschaft, Lyndon H. LaRouche, dehnen ihre Aktivitäten jetzt auch auf Asien aus. Die philippinische Tageszeitung »Inquirer« machte vor kurzem mit der Story auf »Rebels getting aid from East Germans«. Die DDR-Finanzhilfe gehe via BRD-Grüne an die Aufständischen. Als Quelle diente einer der bundesdeutschen Topaktiven, der LaRouche Organisationen, Dr. Uwe Henke von Parpart. In Manila ließ er sich als Direktor eines »Washingtoner Fusions-Energie-Forschungs-Instituts« vorstellen. In der Bundesrepublik bemühen sich die etwa zweitausend LaRouche-Anhänger vor allem als »Schiller-Institut« und Patrioten für Deutschland um Einfluß.

DEUTSCHES WESEN

Überlegungen, die in Norwegen stationierte kanadische Brigade durch Bundeswehrangehörige zu ersetzen, stoßen bei der dortigen Bevölkerung auf wenig Begeisterung. Die norwegische Massenzeitung »Verdens Gang« veröffentlichte jüngst ein Foto des Bonner Wachbataillons mit ihren Karabinern und titelte dazu »Norwegens Nein zu deutschen Soldaten«. Im weiteren Text wurde an die besonderen Erfahrungen mit deutschen Soldaten in Norwegen erinnert. Dies mißfiel dem CSU-Abgeordneten Benno Zierer. Erstens schütze die neue westdeutsche Armee seit 40 Jahren den Frieden, und im übrigen verwies er das aufgebrachte Volk der Norweger an die »zigtausend deutschen Urlauber, die alljährlich mit harter D-Mark das Bruttosozialprodukt des 4 1/2 Millionen-Volks nicht unerheblich aufbessern«. Zierer bedauert ausdrücklich, daß in Norwegen Pressefreiheit herrsche und die dortige Regierung »nicht offiziell zu dem Vorfall Stellung genommen hat«.

FEMINISMUS IN SPANIEN

»Frauen in Spanien und Portugal« ist das Schwerpunktthema der Herbstausgabe von »Tranvia-Revue der Iberischen Halbinsel«. Trotz der rechtlichen Gleichstellung, müssen sich die Frauen Spaniens noch gegen den alltäglichen Machismus, gegen Gewalt, Arbeitslosigkeit und restriktive Abtreibungspraxis zur Wehr setzen. Historische Hintergrundinformationen über Frauen im Spanischen Bürgerkrieg und über Frauenwahlrecht legen die Ursprünge der spanischen Frauenbewegung dar. Porträts, Interviews, Nachrichten über Frauen in den Bereichen Politik, Soziales und Arbeit zeigen das breite Spektrum der seit 1975 erstarkten feministischen Bewegung Bergarbeiterinnen kämpfen um Arbeitsplätze, Landarbeiterinnen um Repräsentation in den Selbstverwaltungsgremien der Kooperativen, an deren Aufbau sie maßgeblich beteiligt waren, Hausangestellte schließen sich in einer christlich gesinnten Basisgemeinde zusammen, um der Repression durch ihre Arbeitgeber/innen etwas entgegensetzen zu können.

»Tranvia« bietet Informationen auch für Frauen anderer Länder, die mehr wissen wollten über Feminismus in Spanien und Portugal und seine Geschichte sowie über Möglichkeiten der Zusammenarbeit. Erhältlich ist »Tranvia« im Buchhandel oder bei edition tranvia, Postfach 303626, 1000 Berlin 30.

DEN HAHN ABGEDREHT

Unterdrückung hat viele Gesichter. In Südafrika gehören dazu der eingeschränkte Zugang zu Wasser und Elektrizität für Schwarze. Nach einem Bericht des Instituts für Rassenbeziehungen SAIRR liegt der tägliche Pro-Kopf-Verbrauch an Wasser in schwarzen Gebieten bei 15 Litern . Das sind 35 Liter weniger als der von der Weltgesundheitsorganisation WHO festgesetzte Minimalverbrauch. SAIRR fand auch heraus, daß schwarze Bewohner ländlicher Regionen für sauberes Wasser das 67fache dessen bezahlen müssen, was weiße Vorstädter entrichten.

Ebenso übel sieht es bei der Stromversorgung aus. 20 Millionen Afrikaner – zwei Drittel der Bevölkerung – haben keinen Stromanschluß in ihren Wohnungen. In 86 Prozent aller schwarzen Township-Häuser gibt es laut Planungs- und Entwicklungsminister Heunis keine Elektrizität, denn der staatliche Energiekonzern Escom, der sich rühmt, auch in das entlegenste Dorf Stromleitungen verlegen zu können, wird nur auf Ersuchen der lokalen Behörden aktiv.

»SEHR GEEHRTER VIELFLIEGER«

Ausweise auszustellen und diese zu kontrollieren, ist ein Recht des Staates. Dieses Monopol kann aber anscheinend nach Belieben durchbrochen werden, wie das Beispiel der Übertragung solcher Rechte an US-Fluggesellschaften zeigt. Beim »Sehr geehrten Vielflieger« entschuldigt sich nämlich die Fluggesellschaft PANAM für die lästigen Ausweiskontrollen, aber die US-amerikanische Luftfahrt-Bundesbehörde habe aus Angst vor erneuten Anschlägen auf Luftfahrtunternehmen im terrorgeplagten Europa verschärfte Sicherheitsvorkehrungen vorgeschrieben. Das Bundesinnenministerium, das die Übernahme der zusätzlichen Auflagen für US-amerikanische Fluggesellschaften durch bundesdeutsche Behörden ablehnte, hatte aber durchaus nichts dagegen, daß die Luftfahrtindustrie in die eigene Tasche griff, um durch ihre »Erfüllungsgehilfen« von Sicherheitsfirmen Gesicht, Gepäck und Ausweis von Fluggästen kontrollieren zu lassen. Der »Vielflieger« muß also nicht nur Verständnis für die Kontrollen hysterischer US-Amerikaner aufbringen, sondern auch für einen Staat, der bereit ist, freiwillig ein Stück Souveränität an die Unternehmen politisch und militärischer Verbündeter abzugeben.

AUSLÄNDISCH-WEIBLICH

»Der Arbeitgeber«, eine Zeitschrift für eben diese, hat etwas zu melden »Immer häufiger und immer länger sind die Deutschen krank – aber dafür auch immer komfortabler, immer teurer (jede acht Mark des BSP geht für das Gesundheitswesen drauf). Dieser Eindruck drängt sich auf, wenn man die neueste betriebliche Fehlzeitenstatistik studiert, die der Arbeitgeberverband Emscher-Lippe in Gelsenkirchen erstellt.

Im 2. Quartal 1987 waren 9,2 % aller gewerblichen Arbeitnehmer arbeitsunfähig erkrankt, die Männer etwas weniger – 8,7 % – ; die Frauen etwas mehr – 12,1 %. Von besonders schwächlicher Gesundheit sind die ausländischen Arbeitnehmer (14,6 %) . Spitze sind die Ausländerinnen (19,2 %).

Will man nicht annehmen, daß ein besonderer Bazillus weltweit niemanden so traktiert wie die gewerblichen Arbeitnehmer in der Bundesrepublik, speziell ausländische, ganz speziell ausländisch-weibliche, so läßt sich die Vermutung nicht

abweisen, daß Fehlzeiten oft nicht die Folge von Unpäßlichkeit sind, sondern umgedreht Fehlzeiten als Päßlichkeit reizvoll erscheinen. Sie sind im Angebot, wie der Kaufmann sagt, zum Null-Tarif.«

LE RAI

Die Beurs, Kinder der nordafrikanischen Einwanderer in Frankreich, haben in einer neuen Musikrichtung, dem Rai, die Antwort auf wachsenden Rassismus und Ausländerhetze gefunden. Die jungen Musiker, meist algerischer Abstammung, emanzipieren sich mit dieser Mischung aus nordafrikanischer und angelsächsischer Rockmusik nicht nur von dem Einheitsbrei französischer und US-amerikanischer Softpops, sondern auch von den Dogmen der eigenen kulturellen und gesellschaftlichen Tradition. Le; Rai, dessen auffallendste Charakteristika der starke Rhythmus der Trommeln, Tambours und Congas sowie die Melancholie der weinenden Geige und des klagenden Gesangs sind, hat seinen Ursprung in Oran . Anfang der 70er Jahre rief der Trompeter Bellmou dort den Rai ins Leben . Die jungen algerischen Musiker aus den Vorstädten von Paris griffen das Signal begeistert auf und begannen, eine eigene moderne Musik zu entwickeln, die aus der Synthese von Tradition und Moderne, von monotonem Singsang der Berbervölker und den Klängen von elektrischer Gitarre, Schlagzeug und Syntheziser lebt – denn Rai bedeutet sinngemäß übersetzt Musik, die eint. Die Beurs besonnen sich auf die 100 Jahre alten ländlichen Lieder, die nach der Arbeit gesungen wurden, und die noblen Chansons für die städtische Oberschicht, hawzi oder haouzi genannt, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts algerische Interpreten wie Cheikha Tetma, Mériemè Fékai, Fadéla Dziria und Cheikha Yamna kreiert hatten.

Obwohl die Beurs als Gesangssprache Arabisch gewählt haben und der Rai klanglich durchaus in die andalusische Tradition des Mahgreb und die Überlieferung der Berbervö1ker eingebettet ist, stieß die neue Musikrichtung in ihrem Ursprungsland auf wenig Gegenliebe. Denn die Texte künden von freier Liebe, Emanzipation der Frau und Aufweichung der Rollenklischees für die Geschlechter, brechen also mit Tabus des Islam. Ein Beispiel sind die forschen Texte der Gruppe »Djurdjura«, bestehend aus drei Frauen, die sich gegen Unterdrückung und Entmündigung von Frauen richten. Sie paßten den algerischen Paschas sowenig ins patriarchalische Konzept, daß sie auf den Index gesetzt und aus den Radio- und Konzertprogrammen gestrichen wurden.

Ganz anders die Reaktion der Beurs auf diesen aufklärerischen Anspruch in der Musik. Sie waren dankbar für die Ermutigung, eine eigene kulturelle Identität zu entwickeln und dadurch der Assimilation an eine feindlich gesonnene Umwelt vorzubeugen.

Doch nicht nur in der Musik haben die Beurs ein neues Selbstbewußtsein entwickelt. Beur-Sein ist chic geworden. Das begehrteste Fotomodell Frankreichs ist die Tochter von Einwanderern aus den kabylischen Bergen, Farida Khelfa; Mehdi Charef gilt als ein renommierter Filmemacher und Romancier (»Der Tee im Harem des Archimedes«) in Frankreich; die ausgeflippten Schuhe des Designers Karim sind überall auf der Welt erhältlich.

Die neue Kultfigur des Rai ist der 25jährige Sänger Cheb Khaled. Neben Cheb Mami und der Gruppe Raina Rai gehört er heute zu den großen Talenten des Rai. Erhebt er seine kehlige Stimme zu einem seiner Hits wie »Hada Raykoum« (auf der gleichnamigen Langspielplatte, Horizon Music, Paris MCPE 331 198), fallen seine Zuhörer gleichsam in Trance und wiegen sich schlangengleich in den Hüften, ganz in der nordafrikanischen Bauchtanztradition. Auch das sinnlich-erotische Moment des Rai, das er den Menschen im Tanz entlockt, mag dazu beigetragen haben, daß er eher bei den Beurs Anklang findet als in seinem Ursprungsland.

NORMALERWEISE

Beat Presser, Standfotograf bei Herzogs »Fitzcarraldo« wie auch jetzt wieder bei »Cobra Verde«, in einem Interview mit der »Basler Zeitung« über sein Verhältnis zum dem bundesdeutschen Filmemacher

»Eine deutsche Illustrierte bot für einen Bogen Kontaktkopien mit Bildern einer Konfrontation zwischen Herzog und Kinski 50 000 DM! Es ging um eine Szene, in der Klaus mit einer Machete Werner die Kehle durchschneidet. Aber davon wurde kein Bild freigegeben, und an solche Weisungen halte ich mich normalerweise.«

Und über seine Arbeit überhaupt an diesem Chaotenfilm

»Ich fand es toll, daß sich jemand – in diesem Fall Werner Herzog – jahrelang auf ein Projekt vorbereitet, und dann arbeiten Hunderte daran, diese Ideen und Konzepte umzusetzen. Ich werde eingeflogen und habe von nichts eine Ahnung. Sklavenhandel oder so. Ich hatte aber weder den Roman 'The Viceroy of Ouidah' von Bruce Chotwin noch das Drehbuch gelesen. Ich kaufte kiloweise Filmmaterial und packte neun verschiedene Kameras ein. Von Pocket- bis Panorama-, von Unterwasser- bis zur üblichen Kleinbildkamera und Hasselblad. Einfach das ganze Programm. (...) Normalerweise wird nach dem Filmen die Szene nochmals für den Standfotografen gestellt. Nicht aber bei Herzog und Kinski, da ist alles live.

Da muß man auch bei den Proben voll drauf sein – Kinski non repete. Das Gute dabei ist, daß Kinski immer 'in den Bart' murmelt. Den Originalton kann man also nicht brauchen. Das meiste muß nachsynchronisiert werden. Deshalb kann man als Fotograf meistens 'hineinschießen'.«

AUS EINS MACH DREI

Das ist eine Fotografie, die Pierre Zucca für einen Band von Klossowski machte. Dieses Buch erschien 1970 in Frankreich unter dem Titel »La monnaie vivante« und wurde 1982 in einer deutschen Übersetzung unter dem Titel »Lebendes Geld« vom Impuls Verlag in Bremen herausgegeben.

Und dies schließlich ist ein kleiner Abschnitt aus Klossowskis Roman »Der Widerruf des Edikts von Nantes«, der 1959 in Frankreich erschien:

»Ohne sich weiter um meinen Oberkörper zu kümmern oder mir auch nur die Jacke meines grauen Kostüms auszuziehen, streift man mir den Rock herunter und zieht mir auch alles übrige vom Leib. Noch stampfe ich mit den Füßen; meine Knöchel werden an zwei weit auseinanderliegenden vertikalen Holmen festgebunden – und das vollzieht sich in lautloser Stille, einer Stille, in der mein eigenes Verstummen beinah mit dem der Männer übereinstimmt, als wenn unser heftiges Atmen die Worte ersetzte, die wir hätten austauschen können. Der Koloß nähert seinen Mund einer meiner gefesselten Hände, und da ich sie zur Faust balle biegt er die Finger auseinander, streckt sie aus, läßt sie zwischen seinen Lippen hindurchgleiten und saugt voller Inbrunst an jedem einzelnen Fingernagel.«

Der Rowohlt Verlag, der schon 1966 erstmalig diesen Text Klossowskis, der Bestandteil der »Robert«-Trilogie ist, herausgegeben hat – die Zeiten waren nicht gerade danach gewesen – wagt jetzt eine Neuauflage der Werke dieses Franzosen »Die Gesetze der Gastfreundschaft« (384 Seiten, 42 Mark), in dem die »Robert«-Trilogie versammelt ist, und »Der Baphomet« (208 Seiten, 32 DM) . Klossowski gelte, so sagt man, als Klassiker der Moderne. Welcher?

ASGER JORN

Ein kleiner Abschnitt von Asger Jorn, den die einen noch zu entdecken haben, damit er aus der Vereinnahmung der anderen, die sich seines Namens bedienen, befreit wird »Volkskunst bedeutet nicht etwa für das Volk zu singen, sondern heißt, das Volk zum Singen bringen. Volkskunst besteht nicht darin – wie viele Demokraten so gerne glauben – , lediglich eine Kunst zu machen, die dem Volk gefällt, sondern vielmehr *das* zum Blühen zu bringen, was als Kunst aus dem Volk wächst. Die einzige demokratische und volkshafte Kunsttendenz besteht darin, aus dem Volk der Zuschauer ein Volk der Mitarbeiter zu machen. Aber man tut das Gegenteil. Die Kluft zwischen Künstler und Volk ist heute so unüberwindlich tief, daß die Kunst dazu verdammt ist, ein Leben außerhalb der Gesellschaft zu führen. Ja man geht dabei so weit, daß man die Kunstkritik zwischen Künstler und Volk schiebt, die auf der einen Seite dem Volk zu erklären sucht, was es über die Kunst denken soll, – und auf der anderen Seite dem Künstler vorschreibt, *was* er und wie er malen soll... Und der Künstler sitzt daneben, ausgeschlossen – und eingeschlossen in seinem Elfenbeinturm, seinem Gefängnis, seiner Irrenanstalt.«

Der da so schreibt, stand für CO in COBRA, war Mitbegründer der »Situationistischen Internationalen«, gründete in Dänemark das »Institut für vergleichenden Vandalismus«, ist 1973 in Aarhus gestorben und ist später dann, von den immer um eine Legitimation verlegenen Wilden, als ein »Vater« reklamiert worden. Dagegen konnte er sich nicht wehren. Jorn, 1914 geboren, hat neben Gemälden Plastiken, Grafiken, Keramiken eine Fülle von kunsttheoretischen Arbeiten hinterlassen. Einen wirklich nur winzigkleinen Einblick in diese Texte gestattet jetzt eine von Nautilus/Nemo Press herausgegebene Broschüre, Asger Jorn »Heringe in Acryl – Heftige Gedanken zu Kunst und Gesellschaft« 164 Seiten, Abbildungen, DM 10). Er war ein Kantenkopp.

DER GOLDTROPEEN

Als der (Berufsbezeichnung bitte hier eintragen) Günther Wallraff im vergangenen Jahr sein Oeuvre über die Türken in der BRD zu Markte tragen ließ, da erschien in Frankreich Michel Toumiers »Der Goldtropfen«, ein Roman über den Verlust der kulturellen Identität aller Emigranten. Hoffmann und Campe hat den Band in der BRD verlegt (288 Seiten, 38 DM). Es ist ein einfaches, ungemein flüssig geschriebenes Werk, das mit der Beschreibung eines scheinbar höchst alltäglichen kleinen Ereignisses anhebt Im Maghreb fotografiert eine schöne blonde weiße Pariserin, einen 15jährigen Berber und Schafhirten, der in einer Oase lebt. Die Fotografie bedeutet für ihn den Diebstahl seines Bildes, seiner Seele. Die Frau verspricht ihm, einen Abzug zu schicken. Dabei bleibt es. Nach fünf Jahren vergeblichen Wartens bricht der junge Mann auf, um sein Bild wiederzufinden. Er verliert sich in einer Welt der gestohlenen Bilder.

KINO IN DER DDR

Der Plan macht es möglich Schon heute ist der DDR bekannt, welche Filme in den kommenden Monaten in den Kinos der DDR gezeigt werden. Neben neuen inländischen Produktionen von Warneke, Gussner, Carow und Stephan wird auch wieder Kunerts »Die Abenteuer des Werner Holt« zu sehen sein. Für harte Devisen eingekauft worden sind »Zimmer mit Aussicht« von James Ivory, »Latino« von Haskell Wexler, »Macaroni« von Ettore Scola, »Die Mission« von Roland Joffé und schließlich auch wieder der unvermeidliche Asterix-Film. Von den neueren sowjetischen Produktionen sollen gezeigt werden Klimows »Abschied von Matjora« und Germans »Mein Freund Iwan Lapschin«, der in den Kinos der BRD noch nicht zu sehen war. Schließlich kündigt der staatliche Progress-Film auch die Wiederaufführung von Romms »Neun Tage eines Jahres« und Filme von Andrej Tarkowski an. Welche?

DURAS FF

Mit unerbittlicher Härte verfolgen bundesdeutsche Verlage die mittlerweile gar nicht mehr so gesunde Autorin und Filmemacherin Marguerite Duras. Suhrkamp, Hanser, Roter Stern. Jetzt ist wieder Hanser dran mit dem Band »Die grünen Augen – Texte zum Film« (200 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 34 DM). Aus dem Französischen sei der Band übersetzt worden, doch woher, unter welchem Originaltitel, dieses Sammelsurium kurzer, kürzester und etwas längerer Texte kommt, erfährt man im Band nicht. Deshalb sei es hier verraten Es ist die leicht angereicherte Übersetzung eines Doppelheftes der »Cahiers du Cinema« aus dem Juni 1980. Die Redaktion der Zeitschrift hatte der Schriftstellerin und Filmemacherin die Möglichkeit eingeräumt, ein Heft nach ihrem Gusto zu machen. Jetzt hat man noch einige Interviews – zwei davon ebenfalls in den »Cahiers« erschienen, und eins von Karsten Wihte – drangehängt, ein paar Zeitungstexte dazugeklemmt, und schon ist eine Zeitschrift ein Buch. So ganz ist die Übertragung von Zeitschrift auf Buch allerdings nicht gelungen: nicht nur daß die Bilder teilweise so plaziert worden sind, daß sie kaum noch etwas mit dem Text zu tun haben, nicht nur daß die typografischen Spielereien nicht übernommen worden sind, vor allem aber fehlen zwei lappige 17cm-Schallplatten mit der Musik von Carlos d'Alessio für »India Song«. Wär doch schön gewesen. Endlich mal wieder ein Buch mit Musike.

»WHERE'S THAT JOINT?«

»Die Filme von Apollo 10 vom Mond waren phantastisch schön. Die Filme von Apollo 11 werden noch schöner sein. Vielleicht wird man sich die Filme von Apollo 12 in Super 8 oder Magnetbändern kaufen können. Vorerst gibt es nur die Soft Machine (Command/Probe CPLP 4500) und die Led Zeppelin (Atlantic SD 8216) und die Blue Cheer New! Improved {Philips PHS 600-305). Und Joints. Und Trips.« Filmkritik 7/69, Seite 408. »Oh yeah.«

Filmkritik 6/70, Seite 295.

Diese beiden Texte fehlen in Wim Wenders »Emotion Pictures – Essays und Filmkritiken 1968- 1984« (Verlag der Autoren, 175 Seiten 20,- Mark). Aber eigentlich hat er sowieso 1970 aufgehört, über Filme zu schreiben. Jetzt mußte er dauernd selber welche machen. Vielleicht beginnt er bald wieder zu schreiben.

P.S. Bei Eichhorn ist Sam Shepards »Motel Chronicles« (154 Seiten, 20,- DM) erschienen. Da reden auf Seite 76f zwei miteinander »Was hast du getan, Bill?« – »Ich? Ich habe meinen Film nicht fertiggedreht.« »Den mit Charlie?« – »Ja.« – »Den, in dem Charlie der Taube den Kopf abreißt?« – »Ja, den.« – »Was ist passiert?« – »Ich habe den Faden verloren.«

Soll vorkommen. »Motel Chronicles« inspirierte Wim Wenders zu »Paris, Texas«.

Konkret 12/87, S. 42

Dietrich Kuhlbrodt

Platzanweiserin

Wenn es im Alabama-Kino in Hamburg nicht Film gibt, sondern Musik, und die Trash-Gruppen auftreten, ist es rappelvoll: der große Aufschrei von denen, die sich wenigstens hier und jetzt von nix und niemand was sagen lassen. Die Platzanweiserin, die ihren Job nicht verlieren möchte, traut jedoch nach wie vor dem guten alten Filmmedium zu, auch diesen Leuten etwas zu sagen zu haben. Als Trashfilm bietet sich **Achternbuchs »Punch Drunk«** an; total breit, der Film; frech, aggressiv und gegen alle Kleider- und sonstige professionelle Ordnung verstoßend, gleichzeitig aber auch zutiefst verletzt und gekränkt von allem, was offiziell ist. »Besser an den eigenen Einfällen zu Grunde gehen als an fremdem Becquerel«, sagt der Regisseur im Film und wackelt mit der Super-8-Kamera auf der leicht überlichteten und nicht eben scharfen Frau Riesenhuber herum, eine der 18 Gattinnen des Staatssekretärs im Bayerischen Kultusministerium. Da der Minister soeben das Onanierverbot eingeführt hat, wird die Ehefrau des Amtsträgers gefickt im verseuchten Wald, von irgendjemand, ziemlich lang, aber von hinten, so daß sie Heidelbeeren pflücken kann, ein Wahnsinn bei dieser Strahlung, groß wie Zwetschgen sind sie, die Dinger. Und was macht das Becquerel in Kopf und Geist? Geistesblitze, nämlich Achternbusch-Kalauer. Und jähe Einfalle, die spornstreichs in die Tat umgesetzt werden. Frau Riesenhuber, noch immer gevögelt, kriegt einen Scheidenkrampf? Verzweifelt hupft das nackte Paar durch den abgemurcksten Wald über Geröll und Schlamm aufs kalte Wasser zu. Das dauert viel zu lang. Also ein Messer her, ein kräftiger Schnitt, zwar ist der Penis ab und viel Blut auf dem Bauch, dafür aber ist die Trennung vollzogen, und zwar endgültig, denn so ging es nicht weiter, »schon auf der Schule war er für die CSU, wie wir alle, und klüger ist er nicht geworden«.

Klar, die nackten Frauen machen in diesem Film keine gute Figur, auch die Männer werden als Opfer vorgeführt, Darsteller Achternbusch inbegriffen . Doch wissen sie sich allesamt zu wehren, listigerweise mit eben diesem Film, der Vorspann führt sie daher auch als Täter auf, als mindestens ästhetische Gewalttäter, würde ich meinen. Und wenn man sich fragt, was das sein konnte, ästhetische Vermummung für die Berufs-, Lebens-, Staats-Verdrossenen und für die, die die Gesellschaft täglich kränkt und ausgrenzt, dann könnte das der Auf- und Wut-Schrei des **»Punch Drunk«** sein, Verzweiflung manchmal, aber niemals deutsches Weh- und Herzeleid, der Whisky säuft sich geil von den Titten und aus dem Slip, und Spaß gibts genug, zum Beispiel die lieben Kleinen, die so gern in Bullenuniformen spielen, rechtzeitig auf den Müll zu schmeißen. Der Lama Huthut tritt wieder ab, die tibetanische Ethnomusik bleibt, keine Fluchtburgen, keine Rücksicht mehr; wie reagiert wird, entscheiden wir selbst, und wenn wir es sind, die den großen Knall machen, punch drunk, von mir aus. – Mit anderen Worten, Achternbuschs autonome Ästhetik ist Zumutung, Frechheit, zum Abknallen, wo bleibt denn das Mobile Einsatzkommando?!

Wahrend es noch aussteht, daß die – wenigen Häuser unseres deutschen Films, die Achternbusch mit seinem Gewaltwerk besetzen sollte, gesäubert werden, hat **Vlado Kristl**, der hartnäckig, aber wenig zutreffend als der Anarchist des deutschen Avantgardefilms gerühmt wird, mit seinem neuen experimentellen Kurzfilm »**Am Wegende, am Dach, mit Susanne oder Die Postmoderne«** (22') die Säuberung langst vollzogen.

Rigoros erklärt er das Ende des Funktionalismus und das der faschistischen Logik. Zwischentitel und Graffiti setzen Zeichen. Sie brauchen den Film nicht mehr als Medium – allenfalls als zufälliges Vehikel. Minutenlang läuft Schwarzfilm; das Bild ist entbehrlich geworden, wenn wir die Augen schließen, Kristls poetische Texte im Ohr. »Angst herrscht im Lande. Es flüstert der Wind und läßt eine Welle von Blutsaugern entlaufen. Susanne ist Modl geworden«. – Radikal vom Ton getrennt, breitet Kristl Grafiken im Film aus. Sie zeigen Susanne, stumme Appelle an die Sprache, »die nur ein vielverfärbtes Echo ist«. Die Bild-Aufrufe und der obstinate Monolog laufen nebeneinander her; »Echte Liebe ist gekränkt, wenn sie nicht mit dem Tod endet«, warnt ein Schild; ab und zu gibt es emotionale Interferenzen.

Die Unversehrtheit und störrische Heiterkeit der Grafik, die weder des Kommentars noch des dramaturgischen Eingriffs bedarf, macht Hoffnung. Und der Film hat nur noch die Aufgabe, etwas, was es längst gibt, zu finden und sichtbar zu machen – mit den »chinesischen Augen eines Pferds, als würde es etwas überlegen, was wir noch nicht erreicht haben«.

Kristl hat einen radikalen, poetischen, von allen störenden Elementen gereinigten, klassisch-schönen Film gemacht, voll vager Hoffnung und banger Erwartung. – Gehirn und Geist, vorsätzlich und dreist verschmutzt vom Tibet-Forscher Achternbusch, längst gesäubert in Kristls »Am Wegende«, – der Prozeß der Reinigung ist Gegenstand in **Bertoluccis** Film »**Der letzte Kaiser**«, denn diesem, Chinas letztem Ming, wurde von Maos Chinesen in den fünfziger Jahren das Gehirn gewaschen. Eine hygienische und moralische Wohltat wie Bertolucci all denen plausibel macht, die beim Händewaschen stehengeblieben sind. Daß Gehirnwäsche etwas Schlimmes und Schmutziges sei, ist offensichtlich Ausdruck ungewaschenen europäischen Denkens. Pu Yi lernt, seine Sinne, seine Augen zu gebrauchen, und deshalb ist Bertoluccis

sehr empfehlenswerter Film ein Film nicht über Gesehenes, sondern über das Sehen. »Wenn ich sehe, dann mit meinen Augen« (Bertolucci).

Seine Blicke kreuzen sich mit denen des letzten Kaisers, der noch dem Westen sah. Drum erklingt der straußsche Kaiser-Walzer zur faschistischen Inthronisierung in der Mandschurei. Ryuichi Sakamoto, Rockstar vom Yellow Magic Orchestra, aktualisiert durch seine schiere Präsenz (in der Rolle des Amakasu) die Japanhörigkeit des Chinakaisers von 1932. Und David Byrne bringt auf der Tonspur eine Perspektive aus der Popkultur der Talking Heads zu Wege. »Der letzte Kaiser« ist ein Film über seine Tätigkeit: Über das Sehen Wollen und Sehen Können – und über eine Befreiung – von der Macht des Anderen, auf das die Blicke trafen.

Konkret 12/87, S. 44

Matthias Altenburg

Bücher

Franz Josef Degenhardt ist einer der am meisten unterschätzten und zugleich einer der erfolgreichsten Musikanten dieser Republik. Sein flexibler Starrsinn und eine kleiner gewordene, aber renitent gebliebene Gemeinde halten ihn jetzt 23 Jahre on stage. Seitdem ist mancher Stern kometenhaft aufgestiegen und kurze Zeit später im Nirwana verglüht. Degenhardt blieb, was er war und wurde, was er blieb ein singender Chronist. Daß es zum Volkssänger nicht gereicht hat, liegt nicht an ihm. Und daß die großen Medien ihn kaum noch bringen, gehört zu deren Aufgaben. Kein Grund zum Heulen also. Daß allerdings manche seiner politischen Freunde meinen, auch ohne Degenhardts Lieder auskommen zu können, wird sich noch rächen. Die Rechnung dafür müssen sie selbst, müssen wir bezahlen. Und mancher Fehler wäre wohl zu vermeiden gewesen, hätte die Linke besser auf die singenden, schreibenden und malenden Korrektoren aus ihrem eigenen Stall gehört, anstatt die allseits gefeierten Performance-Stars der großen Agenturen um ein bißchen Frieden, eine Unterschrift und um das zehnte Interview zu bitten. Degenhardts Lieder haben die Jahre überstanden. Die Texte der letzten Dekade liegen jetzt in Buchform vor (**Reiter wieder an der schwarzen Mauer, Bertelsmann, DM 29,80**). Es sind die gesammelten Wunsch- und Alpträume einer Bewegung, deren politische Strategiepapiere meist schon bei ihrer Entstehung zu Makulatur vergilbt waren. Degenhardt hat halt immer ein bißchen genauer hingesehen, hat beim Lachen die schiefen Töne gehört und bei den lautstarken Abgesängen den Angstschweiß gerochen. Als aus- und abgegrenzt wurde, hat er das große Bündnis besungen, und als der kleinste gemeinsame Nenner genug schien, erinnerte er an die größeren Widersprüche. Seine besten Lieder waren nie ganz zu fassen. Sie haben sich verändert mit den Jahren und sind deshalb jung geblieben. Degenhardts Texte sind Grundnahrungsmittel.

Die siebziger Jahre waren das Jahrzehnt, in dem alles anders blieb. Gerade war Mamas Liebling zum Revolutionär geworden, hatte sein Lehrerexamen gemacht, schon bekam er Berufsverbot. Und wer hätte ihm das besser verpassen sollen, als jener Kanzler, der mal Partisan gewesen war und der von sich behaupten ließ, er habe Charisma. Der Revolutionär ging in sich, trat aus seiner Gruppe aus und in die Partei des Kanzlers ein . Er wurde Juso. Und bekam eine Stelle in einer hessischen Gesamtschule. Seinen Schülern brachte er bei, daß Kopf und Bauch zusammen gehören, daß es keine Literatur mehr, sondern nur noch Texte gibt und daß man alles vor allem differenziert sehen müsse. Er sprach mit ihnen über Chile und die Pille, über Beckenbauer und die RAF. Er hatte zu allem eine Meinung und war sich doch nie ganz sicher. Als er mal gar nicht mehr aus noch ein wußte – beruflich und privat – , besuchte er eine Gruppenanalyse und fühlte sich hinterher wie neugeboren. Das Subjektive, es wurde ihm immer wichtiger; er spürte das. Er war jetzt Oberstudienrat, Stufenleiter und, wer weiß, vielleicht würde er bald schon ins Ministerium berufen. Im großen und ganzen, fand er, ließ es sich hier wirklich gut leben. Wo, fragte er sich jetzt manchmal, geht es den Leuten denn besser? Und welche Gesellschaft wäre nicht reformbedürftig? Die jungen Typen mit den bunten Haaren und den schwarzen Klamotten, die gegen Ende des Jahrzehnts mal wieder Barrikaden bauten und mit Mollies schmissen, die konnte er schon nicht mehr so recht verstehen. Wenn er dann acht Jahre später in dem **BilderLeseBuch Klamm, Heimlich & Freunde (Die Siebziger Jahre, Elefanten Press, DM 29,80**) blättert, wird er sich wundern, wie lange das alles schon wieder her ist, und er wird sich erinnern, wie er damals, kurz vor seinem Abgang nach Wiesbaden, mit den Kindern noch die Serie »Holocaust« gesehen hat und wie betroffen er davon war.

»Der Judenmord bewegt die Deutschen«, stand 1979 auf dem Titelblatt des Spiegel, als der amerikanische Film durch unsere Wohnstuben flimmerte. Was für ein Volk, in dem sich so wenige bewegen, aber so viele bewegen lassen. Was für Menschen, die erst die halbe Welt in Brand stecken, um sich vierzig Jahre später medial entsorgen zu lassen. Adolf Eichmann, mitverantwortlich für den Mord an 6 Millionen Juden, wurde am 11. Mai 1960 in Buenos Aires verhaftet. Nicht nur er zeigte bei seiner Festname Zeichen der Erleichterung. Alle, die ebenfalls schuldig waren, merkten, daß der ein Jahr später in Jerusalem veranstaltete Schauprozeß sie entlastete. Die Verteufelung und Hinrichtung dieses einen Mannes, nahm Millionen von Mitläufern die Schuld. Hier war einer für alle gestorben – wie schon einmal in dieser Stadt. Der niederländische Schriftsteller **Harry Mulisch** nahm als Reporter für eine holländische Wochenzeitung an dem Verfahren gegen »Bruder Eichmann«, wie ihn Heiner Kipphardt später in seinem gleichnamigen Theaterstück nannte, teil. Er sah einen Mann, der alles andere war als ein Fanatiker »Wenn in jenen Jahren nicht Adolf Hitler, sondern Albert Schweitzer Reichskanzler gewesen wäre und Eichmann den Befehl erhalten hatte, alle kranken Neger in moderne Krankenhäuser zu transportieren, so hatte er dies tadellos ausgeführt – mit derselben Genugtuung über seine Genauigkeit wie bei seiner Arbeit, die er jetzt hinter sich hat. Er ist weniger ein Verbrecher als jemand, der zu allem imstande ist.« Mulisch beschreibt Eichmann als Maschine, als einen ganz und gar gewöhnlichen Null-Menschen, der nur auf Befehle, aber auf jeden Befehl reagiert »Er bat um den Befehl, sich selbst zu erhängen; solange er ihn nicht erholt, wird er es nicht tun, auch wenn er die Taschen voller Schnüre hatte«. Ecco homo! **(Strafsache 40/61, Edition Tiamat, DM 28,-)**

Konkret 12/87, S. 48

Georg Fülberth

Literatur mit Schadspuren

Wladimir Tendrjakow

Dschingis Aitmatow hat auch in diesem Jahr den Nobelpreis nicht bekommen, und das fällt allmählich auf. Richard von Weizsäcker lobt Rasputins Roman »Abschied von Matjora«. Sei's drum. Gut wäre nur, wenn die Popularität, welche diese beiden Schriftsteller jetzt hierzulande genießen (Rybakow wird folgen), nicht zugleich die sonstige sowjetische Literatur im Dunkel belassen würde, sondern wenn auch einiges Licht auf andere fiele, welche weniger durch eine aktuelle politische Konjunktur hervorgehoben werden. Denn die Belletristik der UdSSR ist ein Hilfsmittel zur Erkenntnis einer Gesellschaft, die durch ihre Sozialwissenschaftler und Historiker bislang recht ungenügend erforscht ist. Sie vermag Informationen in doppelter Weise zu liefern: einmal mit ihrer eigenen Darstellung, dann aber auch dadurch, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse in Ideologie und Struktur literarischer Werke ihre Spuren hinterlassen. Die gute, alte Literatur-Soziologie kommt hier zu ihrem Recht.

Weil das so ist, schreibe ich hier über Wladimir Tendrjakow, der 1923 geboren wurde und 1984 starb. Das ist keine Entdeckung, denn schon die Große Sowjet-Enzyklopädie meldete vor über zehn Jahren, daß er seit 1947 publizierte und 1948 der Kommunistischen Partei beitrat. Auch zur Ehre des Brockhaus ist er schon gekommen. Hier kann man lesen: »Tendrjakow, Wladimir Fjodorwitsch, russ. Schriftsteller, * Makarowskaja (Gebiet Wologda) 5.12.1923, gehört als Kritiker der 'Konfliktlosigkeit' in der stalinist. Literatur zu den führenden russ. Erzählern der 'Tauwetter'-Periode.«

Damit haben wir ein Stichwort: Tauwetter. Tatsächlich hatte Tendrjakow in der Chruschtschow-Zeit den ersten Höhepunkt seines Ansehens. Aber er hat ja danach weitergeschrieben und wurde zum inneren Chronisten der Breschnew-Periode – wahrscheinlich sein größeres Verdienst. Durch sein Werk geht ein scharfer Bruch: liest man einen Text seiner frühen Zeit und vergleicht ihn mit den Schriften, die er in den siebziger Jahren verfaßte, dann wird man zunächst kaum auf die Idee kommen, daß beide den gleichen Autor haben.

Beginnen wir – als Beleg – mit dem Roman »Der feste Knoten« aus dem Jahr 1955. Der Vorsitzende einer ländlichen Kreisparteiorganisation hinterläßt ein schlechtes Erbe. Er war wohlmeinend, hat aber immer nur auf Anweisungen von oben geachtet, ohne sich um die Meinungen der Leute unten genügend zu kümmern. Der Nachfolger ist eine noch schlechtere Kopie des Vorgängers. Ein ehrgeiziger jüngerer Funktionär sammelt Material über Mißstände, macht plausible Vorschläge und wird tatsächlich dann Vorsitzender. Doch kaum hat er diese Funktion, verfällt er in die Fehler, welche er bislang kritisierte. Er übernimmt unsinnige, zentral vorgegebene Selbstverpflichtungen, drückt sie den Bauern auf und muß erleben, wie der ganze Kreis in den Ruin treibt. Doch da der leitende Funktionär der nächsthöheren Ebene mit drinhängt, wird der autoritäre Draufgänger zwar abgelöst, aber nicht bestraft: er darf eine Parteischule besuchen, und es ist abzusehen, daß er danach einen höheren Posten bekommen wird, »Der ist fein raus, er wird in der Stadt wohnen und Vorlesungen über die dialektische Entwicklung hören.« Sein Nachfolger ist ein besonnener und kluger Mann, doch wir sind nach der Lektüre dieses Romans skeptisch geworden, ob beste persönliche Eigenschaften ausreichen werden, damit der feste Knoten der Verhältnisse gelöst werden kann. Mehr Hoffnung setzt der Autor offensichtlich auf einen ganz jungen Burschen namens Sascha, der hier fast nur als Beobachter aufgetreten ist, ein unbeschriebenes Blatt. Im Erstdruck hieß der Titel: »Sascha macht sich auf den Weg«: Tendrjakow traut offensichtlich keinem, der im bisherigen Kontext handeln mußte, viel zu.

Sein Roman »Begegnung mit Nofretete« (1965) trägt stark autobiografische Züge. Tendrjakow war als Soldat mehrmals verwundet und studierte danach – bis 1951 – am Gorki-Literatur-Institut in Moskau. Sein Held kommt ebenfalls von der Front, und er besucht dann eine Kunsthochschule. Die Kriegsszenen sind durchgepauster Tolstoi, aber ohne dessen Lazarett-Szene. Scharfe Kritik richtet sich gegen den Klassizismus der Stalin-Zeit. Ein älterer Bekannter des Helden, der abtrakte Kunst sammelt, wird verhaftet. Originelle Mitschüler werden gemaßregelt, ein Speichellecker macht Karriere. Das alles ist braves Tauwetter und konventionell erzählt. Die gesellschaftlichen Schäden werden in einigen wenigen Figuren personifiziert, der Held ist nur am Rande von ihnen berührt.

Eine neue Qualität erreichte Tendrjakow mit dem Roman »Das Ableben« (1966). Er hat ihn noch 1977 als das wichtigste seiner Bücher bezeichnet. Es behandelt die Geschichte eines Dorfes, das sehr früh, bereits Mitte der zwanziger Jahre, kollektiviert wurde: durch einen ultralinken Dorfarmen. Er hat den Bürgerkrieg mitgemacht, will mit Hau-Ruck-Methoden geradewegs den Kommunismus auf dem Lande einführen, hat von Tuten und Blasen sonst nicht viel Ahnung, wird aber doch Kolchos-Vorsitzender. Der Ort ist bald ruiniert. Gegenspieler des Vorsitzenden wird ein junger, intelligenter Kulak, Iwan Slegow. Ach was, Kulak: eigentlich ist er nur ein Kleinbauer, der halt seine Sachen gut beieinander hat. Er schließt sich sofort dem Kolchos an, nicht aus Opportunismus, sondern aus Überzeugung. Slegow ist der einzige Ortsbewohner, der Lenin, »Staat und Revolution«, gelesen hat und sich auch für die wissenschaftlichen Grundlagen der Landwirtschaft interessiert. Nachdem der Karren gründlich im Dreck ist, erreicht er tatsächlich, daß die Bauern ihren Vorsitzenden absetzen. Aber er wird nicht sein Nachfolger . Stattdessen wählen sie eine scheinbar unbedarfte Figur namens Lykow, zäh,

beflissen, kein Intellektueller, einer von ihnen. Slegow aber wird schwer gedemütigt. Niemand interessiert sich für seine Vorschläge. Er darf zwar den Viehhof leiten, aber sie verderben ihm die Schweinezucht, indem sie ihm allerlei untaugliches Getier hineinsetzen. An einem Feiertag, als der Ort im Suff versinkt, dreht Slegow durch. Er will Feuer am Pferdestall des Kolchos legen, aber der Vorsitzende Lykow erwischt ihn und zerschlägt ihm mit einer Deichsel das Kreuz. Es gibt keinen Zeugen des Zwischenfalls, und die beiden bewahren für ihr ganzes übriges Leben Stillschweigen darüber. Slegow wird zum Krüppel, der sich nur noch mühsam an Holzkrücken fortbewegen kann. Lykow aber macht ihn zum Buchhalter des Kolchos. Slegow, gelähmt, allmählich fett und resigniert, wird zu einem vorzüglichen Ratgeber in allen fachlichen Fragen. Der Kolchos blüht auf. Lykow, der von den Tips des zerschlagenen Slegow lebt, gilt als ein Wundermann. Die Bäuerinnen und Bauern verehren ihn nach einigen Jahrzehnten als ihren »Ernährer«, zugleich hält er sie in Unmündigkeit. Ohne ihn erscheinen sie hilflos, er aber ist der Dorfpatriarch, der die Frauen des Ortes als seinen persönlichen Hühnerhof ansieht. In nepotistischer Weise will er seinen Neffen Sergej fördern, aber der, wieder einmal ein Frontsoldat des Zweiten Weltkriegs, rebelliert. Er bringt ein verarmtes Nachbardorf, dessen Männer allesamt entweder gefallen oder abgehauen sind, mit ganz anderen Methoden, als der Onkel sie bislang anwandte, hoch. Die halbverhungerten Frauen, welche schon lange kein Mehl mehr gesehen haben, sondern Fladen aus Sauerampfer, Brennesseln und Flachshülsen, backen müssen – sie schuften plötzlich bis zum Umfallen, als sie Hoffnung haben, wieder Brot für ihre Kinder zu bekommen. Der arbeitswütige Weiberhaufen bekommt im ganzen Umkreis den Spitznamen »Die himmlische Heerschar«. Schließlich setzt sich Sergej sogar handgreiflich mit dem Alten auseinander. Als dieser Anfang der sechziger Jahre stirbt, wird er zwar bei der Beerdigung noch vom ganzen Ort wie ein gemeinsamer Vater betrauert, aber jetzt kommt doch auch die Chance, daß die Leute auf eigenen Beinen gehen und selbständig denken lernen. Sergej soll Nachfolger werden, und er wird wohl alles anders machen. Staunend erzählt der alte Buchhalter seiner Frau, welch unerhörten Führungsstil der Youngster als Brigadier im Nachbardorf angewandt hat:

»Er hat mit den Frauen eine Versammlung abgehalten, hat Pläne geschmiedet mit seiner 'himmlischen Heerschar'. Was für'n Volk die Weiber sind, weiß jeder, erlaub ihnen, den Mund aufzumachen, schon sprudelt ein ganzer Bach von Dummheiten raus. Sicher wär's vernünftiger gewesen, ihnen den Mund zu stopfen als die Zeit mit dummem Geschwätz zu vergeuden. Aber nein, er ließ sie reden, es war ihm nicht schade um die Zeit, er hörte zu, wie eine Dummheit die andere übertraf. Lange konnt' ich das nicht begreifen... Später hab ich kapiert, wie schlau er das eingefädelt hat. Eine Dummheit nach der anderen, aber siehe da, er pickt ein vernünftiges Körnchen raus, das er allen zeigt – seht mal, wie schön. Und weil ihm die Zeit nicht zu schade ist, kommt Körnchen für Körnchen was zusammen. Nichts Besonderes, nichts Raffiniertes, vielleicht wär Sergej auch von allein draufgekommen, in fünf Minuten, während sie da fünf Stunden palavert haben. Was hat das für'n Sinn, fragst du dich. Aber es hat einen Sinn. Die Frauen sind von selber draufgekommen, das heißt, sie halten's auch für ihre ureigene Sache und nicht für etwas vom Staat oder vom Brigadier Befohlenes.«

Das ist wohl tatsächlich Glasnost und Perestrojka Anno 1966. Aber es wäre falsch, daraus zu schließen, das, was heute in der Sowjetunion losgeht, sei eben schon lange dagewesen und werde nun nur fortgesetzt. In Wirklichkeit gab es zwischendurch einen Bruch, der sich als Knacks auch durch das Werk Tendrjakows zieht.

Irgendetwas muß nach 1966 mit Tendrjakow passiert sein. Stil und Themen seiner Arbeiten ändern sich vollständig. Produktionsromane schreibt er nicht mehr. Das Generationsthema der sowjetischen Gegenwarts-Literatur: der Weg vom Land in die Stadt, interessiert ihn nicht länger. Orte der Handlung sind die großen Industriezentren der Provinz. An die Stelle der Bauern treten Intellektuelle, immer wieder Lehrer und Schüler, Asoziale.

Hauptthema Tendrjakows ist die Wirkungsschwäche rationaler und ethisch gerechtfertigter Normen: sie vermögen das Leben seiner Figuren nicht genügend zu strukturieren, bleiben oft unbegriffen und lassen das reale Handeln immer wieder unter sich. Am Beispiel der Schule wird dies am häufigsten gezeigt. Der Asoziale steht für die Teile der Gesellschaft und auch des individuellen Lebens, welche von diesen Normen nicht durchdrungen werden. Auch Tendrjakow begreift ihn zunächst nicht, sondern schildert ihn nur von außen: der jugendliche Gewalttäter erscheint oft als das schlechtweg Böse, als die Bedrohung einer Wohlerzogenheit, welche der Autor in seinen frühen Schriften akzeptiert, deren Brüchigkeit er später erkennt, aber nicht überwinden kann. Der Asoziale taucht bei ihm sogar schon früh auf (in »Abschied von Nofretete«), dort wird er halt einfach von dem wackeren Frontkämpfer bei der Gurgel gepackt. Später ist der jugendliche Messerstecher nur ein Rowdy, sonst nichts (etwa in den Erzählungen »Frühlingsspiel«, 1973, und »Die Nacht nach der Schulentlassung«). In seinen späten Arbeiten allerdings schildert Tendrjakow die mögliche Entstehung von Asozialität aus den Bewegungsabläufen eines scheinbar um Ordnung bemühten Alltagslebens heraus: in der Erzählung »Die Abrechnung« (1979):

Ein Schüler erschießt seinen besoffenen Vater, als dieser wieder einmal seine Mutter verprügeln will. Seine Klassenkameraden billigen die Tat. Der Lehrer, der in der Schule einen Wettbewerb »um persönliche Anständigkeit, um Sauberkeit des Handelns« organisiert hat, steht erschrocken vor dem Ergebnis seiner eigenen Erziehung. Bei dem Versuch, die Ursache der Katastrophe zu ergründen, geraten er und ein Kriminalbeamter ins Bodenlose: Der Erschossene war der uneheliche Sohn eines Kulaken, wurde viel herumgestoßen, in eine ungewollte Ehe geschoben, von seinem Chef, dem Leiter einer Autowerkstatt, zum ständigen Alkohol-Genuß animiert, damit er bei Arbeitslaune bleibt. Der verkommene Typ

erweist sich so letztlich nur noch als Opfer, und sein Sohn, der ihn ermordete, erkennt in seiner Zelle, daß er ihn immer verstanden und geliebt hat. Der alte Lehrer und der Kriminalpolizist aber werden immer ratloser.

Individuelle Schuld hat bei Tendrjakow sehr häufig einen historischen Hintergrund. Offensichtlich gibt es für ihn in der Geschichte der sowjetischen Gesellschaft eine Art nachrevolutionären Sündenfall, irgendwann in den zwanziger Jahren. Seine handelnden Figuren kommen oft nicht los davon. In einer anderen Schulgeschichte, »Sechzig Kerzen« (1980), ist wieder einmal ein alter Lehrer die Hauptfigur. Er wird an seinem sechzigsten Geburtstag gefeiert, aber er erhält auch einen Drohbrief: ein ehemaliger Schüler will ihn umbringen, weil er sein Leben ruiniert habe. Dem Alten wird dies zum Anlaß, seine Biografie auf dunkle Stellen zu durchforschen. Er erinnert sich, in den zwanziger Jahren seinen eigenen Lehrer, einen bürgerlichen Philanthropen, denunziert zu haben. Am Ende erscheint der Verfasser des Drohbriefs, ein Gestrandeter vom Rande der Gesellschaft: nach 1945 hatte ihm der Lehrer geraten, sich von seinem Vater zu distanzieren, der beschuldigt worden war, im Krieg mit den Deutschen kollaboriert zu haben.

In den späten Schriften werden die einst so schneidigen Frontkämpfer, früher Tendrjakows Hoffnungsträger, eher zu melancholischen Beobachtern.

Dieser Autor war ein Aufklärer insofern, als er die Tragfähigkeit nicht gelebter Normen in Frage stellte. Aber er war nicht klüger als seine Figuren, und das ist kein Vorteil. Seine Frauenbilder sind katastrophal: dumme Schöne, überkandidelte höhere Töchter, gestrenge Wissenschaftlerinnen, naive Mädchen: das sind die vier Grundtypen, die er, durch die verschiedenen Lebensalter variierend, zuweilen ein bißchen mischt. Sein Eheroman »Mondfinsternis« (1977) geht voll daneben: ausschließlich aus der Sicht des Mannes erzählt, enthüllt er lediglich dessen vom Autor offenbar geteilte Fassungslosigkeit in der Auseinandersetzung mit einer Frau, die ihre Identität sucht.

Wo Aufklärung steckenbleibt, entsteht Irrationalismus, Religiosität in mancherlei Form, bis hin zum Okkultismus. Durch Rasputins Matjora geistert ein merkwürdiger »Herr der Insel«, in dem Film »Reue« trägt ein Opfer Stalins die Gesichtszüge Christi. Aitmatow neigt zur Natur- und Kunstmystik. Tendrjakow schildert das Ausweichen einiger seiner Figuren in Religiosität, ohne es zu werten. Ihr Weg macht ein Defizit nicht vollendeter Rationalität sichtbar. Die weibliche Hauptfigur von »Mondfinsternis« läuft mit einem Sektenprediger davon. Die Tochter des Lehrers von »Sechzig Kerzen« wird Baptistin, der jugendliche Mörder führt nachts Gespräche mit dem toten Vater. (»Die Abrechnung«).

Ganz offensichtlich hat der Suhrkamp Verlag hier ein Aas gerochen, aber letztlich doch nicht bekommen. Seit Anfang der achtziger Jahre bringt er die späten Schriften Tendrjakows heraus. Aber dieser ist wohl letztlich doch nur mithilfe von Fehlinterpretation und Fälschung auf westliche Akzeptanz zu trimmen. Faustdick wird das da, wo es nicht mehr um Religion geht, sondern um Politik.

»Als Historiker weiß ich natürlich wohl, womit die Bemühungen derer endeten, die versuchten, das Paradies auf Erden durch Morde zu schaffen, durch Folterkammern und Galgen, durch Lager und Gaskammern und Stacheldraht.« So liest man es in der deutschen Übersetzung von »Sechzig Kerzen«. Nun war bislang nicht bekannt, daß Hitler ein Paradies auf Erden schaffen wollte und daß sich Stalin bei seinen Verbrechen auch noch der Gaskammern bediente. Ein Blick ins russische Original hilft weiter. Da ist nicht von einem »Paradies auf Erden« die Rede, sondern von »novij porjadok«, das ist zu verdolmetschen: Neue Ordnung.

Dennoch befindet sich der sehr freie Übersetzer dicht neben einer Spur, auf welche offensichtlich in der Sowjetunion zur Zeit einige einrasten. Noch einmal der Film »Reue«: die Figur, welche Stalin symbolisieren soll, wird als eine Mischung von Hitler, Himmler und Mussolini dargestellt. Rybakow möchte sich im »Spiegel«-Gespräch noch nicht festlegen, ob Stalin von Hitler gelernt hat oder umgekehrt.

Zweifellos sind auch Tenrdjakows Romane ein Beleg für die Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Erneuerung in der UdSSR. Aber sie zeigen auch schon, wie schwer das werden wird. Die beste Belletristik der UdSSR benennt nicht nur gesellschaftliche Schäden, sie ist auch – und gerade dort, wo sie gut ist – von diesen gezeichnet.

Von Wladimir Tendrjakow sind zur Zeit auf deutsch lieferbar

Der feste Knoten/Das Ableben. Verlag Volk und Welt, Berlin 1986.

Frühlingsspiel. Suhrkamp. Frankfurt/Main 1987.

Die Nacht nach der Entlassung. Suhrkamp. Frankfurt/Main 1982.

Mondfinsternis. Roman. Suhrkamp. Frankfurt/Main 1981.

Die Abrechnung. Roman. Suhrkamp. Frankfurt/Main 1984.

Sechzig Kerzen. Roman. Frankfurt/Main 1982.

Konkret 12/87, S. 52

Diedrich Diederichsen

Copyright

Diedrich Diederichsen über das Recycling von Tönen und die Eigentumsfrage in der Popmusik

In den 40er Jahren drehte der große Howard Hawks den Film »The Outlaw«. Da ihm sein Produzent, der bekannte Milliardär Howard Hughes, die Arbeit durch Querulantentum zur Hölle machte, schmiß Hawks den Film und Hughes mußte ihn allein zu Ende drehen. Kurz darauf machte Hawks den Klassiker »Red River«. Darin fielen einige total banale, lakonische Sätze, die Hughes als sein geistiges Eigentum reklamierte. Der bekannte Regisseur Frank Capra schaltete daraufhin eine Anzeige in den Hollywood-Business-Magazinen, in der er aus Solidarität mit Hawks sämtliche Rechte an dem Satz »They went thataway« für sich beanspruchte.

In der jüngsten Copyright-Auseinandersetzung der Hiphop-Szene geht es um noch Einfacheres. Jimmy Castor verklagte die Beastie Boys auf Unterlassung des Rufes »Hey, Leroy«, den man irgendwo, von den meisten Menschen unbemerkt, auf ihrer LP »Licensed To III« hören kann. Die Zahl der von James Brown, oft wegen kurzer Schreie mit Klagen überzogenen Rapper kann man kaum noch zählen. Und das englische Erfolgsproduzenten-Trio Stock/Aitken/Waterman und der nicht minder erfolgreiche Avantgarde-Tanzmusik-Zusammenschluß M/A/R/R/S haben sich gegenseitig bei nahezu gleichzeitig erschienenen Platten des geistigen Diebstahls beschuldigt. Ganz zu schweigen von dem, was die Justified Ancients Of Mumu alles zu erdulden hatten.

Irgendwann hat einmal der Rapper Eric B. auf einer eigenen Platte mit tiefer Stimme »Pump Up The Volume« gefordert. Seitdem konnte er seine Worte nicht nur auf einem LP-Track von Age Of Chance wiederfinden, sie wurden zum Markenzeichen des gleichnamigen und wochenlang überall in Europa auf Nummer Eins stehenden Hits der erwähnten M/A/R/R/S. Natürlich geht es bei diesen Streits, anders als damals in Hollywood, nicht um das geistige Eigentum von naheliegenden Sätzen, sondern um die Verwendung identisch kopierter Teile, oft nur in Zehntelsekundenlänge, von bereits veröffentlichten Platten: die sogenannte Sampling-Technology ermöglicht Speicherung und Abrufung kleinster musikalischer Einheiten und ist maßgeblich verantwortlich für die Entwicklung vor allem schwarzer Tanzmusik-Innovationen der letzten fünf Jahre.

Auf der anderen Seite ist Sampling auch im normalen Musikgeschäft gang und gäbe. Warum den talentlosen Schlagzeuger einer Hamburger Jung-Soul-Band auch noch damit quälen, einen vernünftigen Drum-Sound hinzukriegen, wo er doch nicht einmal den Takt halten kann? Der Produzent ist ein konventionelles Arschgesicht, aber er kennt die Stellen auf den alten Led-Zeppelin-Platten, wo John Bonham besonders vollmundige Breaks geschlagen hat. Ohne Problem läßt sich der Bonham-Sound samplen und in der richtigen Geschwindigkeit, sowie mit einigen verschleppten Tambourin-Schlägen von guten, alten Motown-Platten auf die Percussion-Spur des nachempfundenen Soul-Songs legen. Auf diese Weise werden mehr und mehr Platten gemacht. Als man denkt, vor allem.

Vereinfachend läßt sich feststellen, daß es zwei Möglichkeiten gibt, diese Technologie zu nutzen; einerseits diejenige, die bekannte, gesicherte und gewonnene Soundvorstellungen festschreibt, indem sie vermeintlich klassische Sounds immer wieder und schwer feststellbar recyclet, gerade gegenüber jungen, von der Plattenindustrie-Orthodoxie als dilettantisch empfundenen, neuen Spielweisen den Vorzug gibt und damit nicht nur zu musikalischem Stillstand führt, sondern auch nach und nach diesen klassischen Sounds ihren Reiz nimmt, den sie noch hatten, wenn man sie offensiv zitierte oder sich, wie im Falle Motown, analoge Einschränkungen ihrer Erkenntnisse über musikalische Ökonomie bediente; und andererseits diejenige, die wie im Hiphop durch erkennbare Übernahmen bestimmter Phrasen (sprachlicher wie musikalischer), charakteristischer und bekannter Sounds, die Kunst der Collage in der Musik auf eine neue Ebene gehoben hat (hierzu ist anzumerken, daß die Rechtslage in der Bildenden Kunst im Falle der Collage auch alles andere als geklärt ist und nicht nur Andy Warhol regelmäßig mit Prozessen überzogen worden ist, wenn er bestimmte Bildvorlagen bearbeitete).

»Die Entwicklung des Reggae wie wir ihn kennen, wäre unter den Bestimmungen amerikanischer Copyright-Gesetze nie möglich gewesen«, bemerkte Glenn O'Brien anfangs der 80er. In Jamaika gibt es seit den frühen 70ern eine Kultur des sogenannten Toastens, die sich im Laufe der Zeit aus der DJ-Tätigkeit entwickelte und fortgesetzt Copyright-Verletzungen beging. DJs, die sich profilieren wollten, nahmen Tageshits, ließen bis auf den Kehrreim und einige bezeichnende Stellen, den Gesangsteil rausmischen, oft in Zusammenarbeit mit den Studios, in denen die jeweiligen Hits entstanden waren, und rappten (in Jamaika: toasteten) ihre weitschweifigen Gedanken zu Tagespolitik, Jahs Geboten und Verboten, Spaß mit Ganja und Ärger mit der Polizei. Nach und nach wurde Toasten zur eigenständigen Gattung, Leute wie Big Youth, U-Roy und I-Roy waren in Jamaika zeitweilig, vor allem im Ghetto, wichtiger und größer als die international gefeierten Reggae-Sänger Marley und Tosh (Friede ihrer Asche!) und sie hatten erst, als auch sie dann zaghaft den internationalen Markt erreichten, eigene Backings. Die daraus vor allem unter britischen Jamaikanern entstandene sogenannte Dub-Poetry (Linton Kwesi Johnson, Michael Smith, Benjamin Zephaniah) verdankte ihrerseits vieles singenden oder sprechsingenden

Dichtern des schwarzen Amerika wie den Last Poets oder Gil Scott-Heron, womit eine von vielen Verbindungen vom Toasten zu Vorformen des heutigen Rap hergestellt wäre.

Daß die schwarze Popkultur der Gegenwart, deren Vorfahren ihre Ideen stets für wenig Geld einer weißen Industrie überlassen mußten, die damit viel Geld zu machen wußte, heute eine Kultur des geistigen Diebstahls geworden ist, hat künstlerische wie ethnologische Gründe: die Idee, daß Gesang immer von Liebe spricht oder lügt (was dasselbe ist), harte Fakten aber nach gesprochener Sprache verlangen; daß der *Croove* ein allgemeines Eigentum ist, der keinem Autor gehört und erst recht nicht denjenigen, die die Produktionsmittel haben, um den Groove geil klingen zu lassen, sind einige davon. Vor allem aber, daß die Grundhaltung weißer Rockmusik, derzufolge im Laufe eines Songs ein Individuum in kontinuierlicher, kontrollierter Ausdruckskunst sein Inneres nach außen kehre, nicht nur ein bürgerlicher Unsinn ist (das auffallendste Merkmal des Hiphop ist seine Diskontinuität), sondern eben nicht mehr dem Stand der Produktivkräfte entspricht. Der vermeintlich unverwechselbare *Ausdruck* hat eine neue Stufe der Reproduzierbarkeit erreicht. Nicht reproduzierbar sind nur die Ergebnisse der Collage vor dem Hintergrund des Kollektivbesitzes Groove.

Auf der anderen Seite sind die durch das Copyright erst zu solchen gewordenen Waren (die ja in ihrer Funktion das Allgemeingut Volkslied abgelöst haben) heute mehr denn je zum Spekulationsobjekt geworden. Mit ihnen lassen sich genauso gut Geschäfte machen wie mit Schweinebäuchen oder tiefgefrorenem Orangensaft. Die Versteigerung der Rechte an allen Beatles-Kompositionen, bei der Michael Jackson den bislang reichsten Musiker aller Zeiten, nämlich Paul McCartney selbst, überbot, nahm man noch mit einem Achselzucken hin. Schließlich ist Paul selber reich genug (Yoko auch) und außerdem ist man es aus der Geschichte gewohnt, daß in der Popmusik, wenn irgendwo mal Geld verteilt wird, stets eher die Phil Collins und Stings dieser Welt abkassieren als einer, der etwas geleistet hat: diese Leistungen waren eh eher synthetische Leistungen, deren Verwässerungen erst, bei den erwähnten Collins und Stings z. B., geben sich als authentisch und original aus.

Erst als Michael Jackson den Beastie Boys untersagte, die alte Beatles-B-Seite «I'm Down« zu covern, begriff man, welche Macht der kleine Außerirdische sich gesichert hatte. Mit Rechteeignern wie ihm, die nicht nur aus finanziellen Erwägungen sich Mitspracherecht bei der Verwaltung eines Erbes sichern, gerät dann eine der wichtigsten Institutionen der Popmusik überhaupt in Gefahr: die Coverversion. Stets eines der markantesten Mittel, um den Standort einer Band/Generation etc. klar zu machen, heißes, internes Mittel der Kritik und Überprüfung. (Paradoxerweise darf die 100%ige Coverversion nicht einmal ein Michael Jackson verbieten, seine Rechte setzen erst bei – allerdings nicht nur von den Beastie Boys nicht vermeidbaren – nachweisbaren Bearbeitungen ein).

Die Lächerlichkeit der Empörung »Das ist ja geklaut« ist uns schon in diversen Lektionen klar geworden. Daß niemals ein Autor zählt (schon gar nicht in einer Welt, wo wahrer Lohn für wahre Arbeit so selten ist wie in der Popmusik), sondern ein kleines Objekt, wie auch immer es zustande gekommen sein mag (nett und lobenswert, wer Credits gibt und deren finanzielle Konsequenzen trägt (tragen kann). In der heutigen Situation wird geistiger Diebstahl aus mehr als einem Grunde zur lebensnotwendigen Devise der Popmusik. Zum einen, weil große reaktionäre Einzelne und Institutionen ihre Finger auf allgemeingutgewordene (per Gewohnheitsrecht) Teile der Tradition legen (können), gerade in einer Zeit, wo die Popmusik Begriffe von sich selbst und ihrer Tradition zu erarbeiten begonnen hat. Zum anderen, weil eine von wenigen zeitgemäßen vielversprechenden – den Arbeitsweisen der neueren Popmusik selbstverständlich die Errungenschaften der Sampling-Technik ausnutzt und damit auch eine Ästhetik entwickelt hat, die unserem wirklichen Leben in der wirklichen Gegenwart entspricht, die Musik rund um Hiphop.

Wenn ein LL Cool J-Stück zu einem Viertel aus einem Chuck-Berry-lntro, einem Viertel aus einem Bill-Haley-Text, einem Viertel aus Isaac Hayes' »Shaft« und nur zu einem Viertel aus LL Cool Js Rap besteht, ist dennoch die künstlerische Leistung, wenn wir denn einen Autor in unserer Vorstellung brauchen, zu hundert Prozent seine. So verlaufen Veränderungen der Pop-Musik schon immer. Nur verlangten frühere, stilistische Entwicklungen die weiche, unmerkliche Verschmelzung. Die Diskontinuität des Hiphop hat aber gerade die Härte und Unverbundenheit seiner Bestandteile zum Geschmackskriterium erhoben, als Nebeneffekt entsteht dabei Wiedererkennbarkeit für die Urheber.

Männer von Welt wie der hochverschuldete Chuck Berry lassen das geschehen. Dem unterbewerteten Jimmy Castor ist es auch nachzusehen, daß er für die, in seiner Originalstimme, den immerhin weißen Beastie Boys zu einem Millionstel Erfolg verhelfenden, gesprochenen Worte »Hey Leroy« ein paar Bucks sehen will (auch wenn gerade er jetzt den Musterprozeß über Sampling angestrengt hat, der zumindest für die Overground-Distribution von zeitgemäßem Hiphop das Aus bringen könnte), von James Brown sind teilweise, nur geringfügig bearbeitete, komplette Stücke übernommen worden, was diesem Godfather gewiß bei einigen seiner zahllosen Prozesse recht gibt. Gegen die anderen jedoch, an der Spitze Michael Jackson, muß man was tun (auch wenn Michaels Copyright-Verweigerung sich noch auf eine altmodische Coverversion der ihm ideologisch mißliebigen Beastie-Boys bezog). Die Gruppe Culturcide hat ohne Angabe von Absender, Hersteller, Plattenfirma oder ähnlichem vor einem Jahr eine Platte veröffentlicht, wo sie zu den im Studio laufenden Platten irgendwelcher Megastars einfach mitsingen (oder mitspielen) und die Urheber kunstvoll beschimpfen. Trotz null Werbung und geheimster Geheimdistribution wurde die Platte weltweit bekannt und beachtet. Ein erster Schritt

zur Enteignung der Copyright-Inhaber.

Konkret 12/87, S. 54

Wolfgang Pohrt

□ Autorität und Familie□

Die legendäre Studie des Instituts für Sozialforschung erschien 1936 in Paris notgedrungen unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Jetzt, 51 Jahre später, riskiert ein bundesrepublikanischer Provinzverlag eine offizielle zweite Auflage, und alle Kalkulation auf einen politischen Nutzen erscheint so deplaziert wie damals.

In einer geschichtslos dahinkriechenden und deshalb auf die Errichtung von Museen und Mahnmälern versessenen Zeit, wo aus Tagen Gedenktage werden und die Aktualität eines Ereignisses sich daran bemißt, ob seine nach Jahren zählende Distanz zur Gegenwart ohne Rest durch die Nenner zehn oder 25 teilbar ist, ist man schon froh, beim Nachrechnen auf eine krumme Zahl zu stoßen. Die legendären »Studien über Autorität und Familie« nämlich, die man heute weder rezensieren noch referieren, sondern über die man nur berichten kann, waren 1936 in Paris bei der Librairie Félix Alcan erschienen, und erst jetzt, genau 51 Jahre später, hat ein winziger bundesrepublikanischer Provinzverlag eine offizielle zweite Auflage des ebenso vielzitierten wie selten gelesenen und obendrein längst vergriffenen 950-Seiten-Wälzers auf den Markt gebracht.

Wenn ein Buch, das man außerordentlich schätzt, in der ersten Auflage bei Félix Alcan, Paris, und 51 Jahre später in der zweiten Auflage bei Dietrich zu Klampen, Lüneburg, erscheint, ist man versucht, wehmütig über den Lauf der Welt nachzugrübeln, welcher das bedeutende, ursprünglich in der Hauptstadt des 19. Jahrhunderts beheimatete Werk schließlich in die Heide verschlug. Wie wenig Anlaß zu sentimentalem Nachsinnen freilich besteht, wird bald klar, wenn man sich in Erinnerung ruft, unter welchen Bedingungen die bahnbrechende Studie des Instituts für Sozialforschung 1936 in Paris publiziert wurde – just zur selben Zeit, als in Frankfurt ein pflichtbewußter Bibliotheksdirektor zusammen mit einer promovierten wissenschaftlichen Hilfskraft in der Bücherei des längst beschlagnahmten Institutsgebäudes fleißig Überstunden schob, um – wie es in der Dienstanweisung wörtlich hieß – »die Bestände Stück für Stück durchzusehen und zunächst nur die zersetzende, staatsfeindliche Literatur auszusondern«. Dabei wurde der Selektionseifer allerdings durch die Habgier gehemmt, und am Ende requirierte die Preußische Staatsbibliothek in Berlin fast den ganzen Bestand, obgleich auch die SS Interesse bekundete und als dritter Aasgeier im Bunde die Staatspolizei ihn – angeblich zu Schulungszwecken – gern besessen hätte.

Der glückliche Umstand, daß aussonderungslüsternen Nazis nur tonnenweise bedrucktes Papier in Hände fiel, hing damit zusammen, daß die als praxisfern` und esotherisch verrufenen Frankfurter Sozialwissenschaftler um Leo Löwenthal, Max Horkheimer, Erich Fromm, Herbert Marcuse und Friedrich Pollock zu den raren Exemplaren ihr Gattung zählten, die zuverlässige Prognosen machen und obendrein praktische Vernunft genug besitzen, um aus den richtigen Prognosen vernünftige Konsequenzen zu ziehen. Viel später hat Horkheimer berichtet: »Bereits gegen Ende der zwanziger, ganz gewiß aber zu Beginn der dreißiger Jahren waren wir von der Wahrscheinlichkeit eines Sieges der Nationalsozialisten ebenso überzeugt wie davon, daß ihm nur durch revolutionäre Aktion entgegenzutreten sei. Daß ein Weltkrieg nötig sein würde, sahen wir damals noch nicht.« Weil die Rettung also nur von einer revolutionären Aktion zu erwarten war, die revolutionäre Aktion aber in Deutschland eines der Wunder dargestellt hätte, auf die man zwar hoffen muß, und mit denen man nie rechnen darf, hat das Frankfurter Institut praktisch seit Juli 1930, als Horkheimer die Leitung übernahm, mit vielfältigen umsichtigen Aktivitäten seine Emigration vorbereitet, mit dem Resultat, daß nur in ganz seltenen Ausnahmefällen eines seiner Mitglieder selber den Nazis in die Hände fiel.

Schon 1931 wurde in Genf die erste Dependance im Ausland eingerichtet, und außerdem wurde – was eine besonders kluger Schachzug war – das Stiftungskapital des Instituts, die materielle Existenzbasis seiner Mitglieder, diskret nach Rotterdam transferiert, wo es dem Zugriff der deutschen Behörden entzogen blieb, denen ab 1933 ein eilig beschlossenes »Gesetz über die Enteignung kommunistischen Eigentums« die Handhabe bot, politische Gegner zu berauben. Als Hitler dann Kanzler einer Koalitionsregierung wurde und der legalisierte Staatsterror gegen Linke aller Schattierungen begann, fiel es Horkheimer und Pollock nicht schwer, die Genfer Zweigniederlassung als neue Hauptverwaltung zu deklarieren.

Das komfortable Asyl in der wenigstens teilweise deutschsprachigen Schweiz hätte mancher als sichere Zuflucht empfunden. Horkheimer und seine Mitarbeiter hingegen, die wußten, daß politische Ignoranz damals lebensgefährlich war, schätzten den Expansionsdrang des deutschen Reiches richtig ein, und weit entfernt davon, den Schweizer Gastgebern die Rolle von antifaschistischen Märtyrern zuzumuten, machten sie sich keine Illusionen über die Möglichkeiten, die ein kleines Land hat, gegen den Einfluß eines angrenzenden großen Landes Widerstand zu leisten. Fast zur gleichen Zeit, als das Institut sich mit Hauptsitz in Genf niederließ, wurden daher Büros in London und Paris eingerichtet, wo das Dokumentationszentrum der Ecole Normale Supérieur Räume zur Verfügung stellte, wo prominente Intellektuelle wie Maurice Halbwachs und Henri Bergson mit Geld und Einfluß halfen, wo Félix Alcan sich bereit erklärte, die weiterhin deutschsprachige »Zeitschrift für Sozialforschung« zu publizieren, nachdem deren Leipziger Verleger sich mit kalten Füßen zurückgezogen hatte.

Noch im September 1933 schickte Horkheimer, dessen philosophisches Werk man bewundern, dessen strategischen Weitblick aber man bestaunen muß, einen Kundschafter nach Amerika, wo Kontakte zu einflußreichen Wissenschaftlern geknüpft worden waren, und schon im Juli 1934 konnten die Institutsmitarbeiter ein von der New Yorker Columbia University zur Verfügung gestelltes Gebäude in der 117. Straße 429 West beziehen.

Gleichwohl sind die »Studien über Autorität und Familie« ebenso wie die »Zeitschrift für Sozialforschung« nicht in New York erschienen, und über die Praxis des Instituts, bis zur Besetzung Frankreichs durch deutsche Truppen weiterhin in Paris deutschsprachige Druckschriften zu publizieren, die mit absoluter Sicherheit kein Lesepublikum finden konnten, wurden vielerlei Vermutungen angestellt. Martin Jay beispielsweise meint in seiner sonst sehr informativen »Geschichte der Frankfurter Schule«, das Institut habe sich davon einen »lebendigen Beitrag zur Erhaltung der humanistischen Tradition in der deutschen Kultur« versprochen, man habe sich als »letzter Außenposten einer vergehenden Kultur« begriffen und »auf eine sofortige Leserschaft zugunsten einer künftigen« verzichtet. Viel naheliegender aber, als es solche Sorgen um das Wohl der Kultur und der Menschheit sind, die immer nach Festrede und nachgeschobener Rationalisierung klingen, ist ein anderes Motiv: In einer Zeit, die jede Kalkulation auf den gesellschaftlichen Nutzen und die politischen Folgen einer Publikation sinnlos macht, ist die Trotzreaktion legitim, kompromißlos und unbekümmert um Zielgruppen, Ansprechpartner oder Leserkreise die Bücher zu drucken, die man für wichtig hält – war doch der Sieg des Nationalsozialismus selber der beste Beweis dafür, daß Kant, Marx und wer immer ihre Bücher mit jedenfalls nicht schlechteren Folgen für den Lauf der Welt in einem afrikanischen Dialekt hätten schreiben und in einem grönländischen Verlag erscheinen lassen können.

Wenn daher ausgerechnet in der Aids-Phase der Ära Kohl ein winziger Provinzverlag eine zweite Auflage der »Studien über Autorität und Familie« publiziert, obendrein zu einem Preis, der ärmere Leser dazu zwingt, ein halbes Jahr lang auf den »Spiegel« zu verzichten, dann haben sich nur die absurden Bedingungen erhalten, unter denen das Buch schon 1936 erschien. So sinn- und zwecklos und so deplaziert wie seinerzeit, ist das Buch heute vielleicht für Leute attraktiv, die es müde sind, das Verrotten der Wälder durchs Vertilgen von Rowohlt-Aktuell-Bänden aufzuhalten. Zum Inhalt sei nur kurz angemerkt, daß der Band neben den großen Aufsätzen von Max Horkheimer, Herbert Marcuse und Erich Fromm eine Fülle von teils pauschalem und fragmentarischem, teils höchst aufschlußreichem Material enthält, darunter den Fragebogen zur berühmten Arbeiter- und Angestellten-Studie, deren Auswertung den Institutsmitgliedern damals den Hinweis gab, daß es höchste Zeit war, die Koffer zu packen.

Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung, Dietrich zu Klampen Verlag, 950 Seiten, DM l28, –

Konkret 12/87, S. 56

Corinne Schelbert

Zwischen Empire-Nostalgie und Sozialkitsch

Nach den Oscars für »Chariots of Fire« und dem Überraschungserfolg des dezenten Historienspektakels »Gandhi« war die Renaissance des britischen Films perfekt. Auch der Studio-Film, lanciert und finanziert vom Fernsehen, erlebte ein Wiederaufblühen seit den Zeiten des »free cinema«. Mittlerweile hat sich das Wunder konsolidiert: Auf der einen Seite haben wir die Nostalgiebrocken einer kolonialen Vergangenheit, auf der andern die »weiche linke« mit realistisch-intellektueller Kost.

»The British are coming!«, drohte triumphierend der Drehbuchautor von »Chariots of Fire« (»Die Stunde des Amateurs«) bei der Entgegennahme des Oscars 1982 und reckte die Statue in die Luft. Und »putting Britain back on the map«, »Großbritannien soll wieder auf die Landkarte« war der das Revival begleitende nationale Slogan. Selbstkritik, Humor und eine Schwäche für die Manifestationen des traditionellen Miserabilismus blieben zwar den Filmemachern erhalten, doch der während der Falkland-Invasion wieder erstarkte Nationalismus ging nicht spurlos an ihnen vorüber.

Hugh Hudsons frönte in »Chariots« so rückhaltlos einem angelsächsischen Aristokraten, der an den Olympischen Spielen in Paris von 1924 aus purem Spaß die l00 Meter rennt und zuhause im Schloßpark mit der Grazie eines griechischen Liebesgottes die mit Champagnerkelchen bestückten Hürden meistert, und das Publikum dankte es ihm so herzlich mit zahlreichem Erscheinen, daß sich in die (Schaden)freude über den europäischen Triumph in Los Angeles bereits Besorgnis über die Zukunft des englischen Films mischte. Denn ein neuer Kitsch war geboren, den eine amerikanische Kritikerin treffend »technologischen Lyrizismus« nannte und der den Briten nicht ganz fremd war, hatte ihn doch schon ihr Landsmann Alan Parker mit »Midnight Express« (bis zu »Angel Heart«) erfolgreich in die Vereinigten Staaten exportiert. »Chariots of Fire« sollte denn auch nur der Empire-selige Vorbote sein: Ein Jahr später setzte die Indien-Welle ein und sollte kein Ende nehmen. »Gandhi«, »The Far Pavilions«, »Passage to India« großformatiges, mit riesigem Statistenaufgebot verfertigtes Renommierkino und im Fernsehen die nicht endenwollenden Retro-Serien wie »The Jewel in the Crown«, »Mountbattan« und »Indira Gandhi«. In den trendigen Straßen von London trug das einheimische Jungvolk Turban, Tunika und Seidenpyjamas und geadelte britische Bühnenstars spielten mit Schuhwichse auf dem Gesicht die zu Protagonisten auserwählten Kolonisierten. Ben Kingsley als Gandhi hatte noch etwas indisches Blut vorzuweisen, doch Sir Alec Guiness mimte in »Passage to India« mit einer Impertinenz sondergleichen einen undurchdringlichen Hindu-Idioten, der in verkürztem Fatalismus permanent »nothing matters (alles egal)« murmelt, während sein einheimischer Gegenspieler Azis mit geradezu hysterischem Eifer auf alles Englische losgeht, um dann zum Schluß – ganz im Gegensatz zu Forsters Romanvorlage – dem Engländer die Hand zur ewigen Freundschaft zu reichen. Indem die Briten die »Last des weißen Mannes«, leider zum Wohlgefallen der ganzen Welt, in nahezu ruinöse Projekte hievten, dachten sie wohl, sie hätten damit für ihre koloniale Vergangenheit Abbitte geleistet und ganz vergessen, daß es allenfalls an den Indern lag, ihnen zu vergeben. Auffällig dabei war nicht die in kulturpolitisch versöhnlichen Statements mündende Leidenschaft für eine glorreiche Vergangenheit, skeptisch stimmte bloß, daß kaum jemand an diesem Phänomen Anstoß nahm und der Ärger in der Öffentlichkeit erst einsetzte, als »Gandhi«-Schöpfer Sir Richard Attenborough sein Werk im großen Erfolgstaumel gleich noch nach Südafrika zur Premiere persönlich begleiten wollte.

Doch da war nicht nur die Indien-Welle mit ihren auf dem US-amerikanischen Markt, (den Großbritannien existentiell braucht und mit deren Majors bei größeren Projekten ein Verleih-Deal abgeschlossen wird, bevor überhaupt die Produktion in Angriff genommen wird) ungemein absatzfähigen Stromlinienprodukten, deren Schöpfer wie Hugh Hudson und Roland Joffé sowie Produzent David Puttnam in der Folge auch dem Ruf nach Hollywood folgen sollten. Gleichzeitig ermöglichte der unkonventionell operierende Channel 4, Englands vierter Fernsehkanal, jüngeren Autoren kritische Filme. Neben den großen Kisten gab es 1983 in London auch einen Arthouse-Publikumsrenner mit dem Titel »The Ploughman's Lunch«. Er markierte im Kunstfilmsektor den Anfang der britischen Renaissance und stellte, wenn man so will, eine aktualisierte Version des epochalen 60er-Jahre-Films »Room at the Top« dar. Regisseur war Richard Eyre, ein eher unauffälliger englischer Filmemacher von der soliden HandwerkerArt, der sich im Fernsehen verdient gemacht hatte; Drehbuchautor war Ian McEwan, den man zu den begabtesten jüngeren englischen Autoren zählen muß und dessen Erzählungen sexuellen Perversionen und Obsessionen ungeahnte Tiefe verliehen. McEwan, auch aktiv engagiert in der englischen Friedensbewegung, ist nicht einfach zu etikettieren: In seiner Prosa ist alles Politische ausradiert oder wird zumindest nicht explizit dargestellt, sein »Ploughman«-Drehbuch jedoch stellt wohl die einzige klare Auseinandersetzung in der Kino-Fiktion mit Phänomenen jener Zeit wie der triumphale Parteitag der Torys in Brighton, die Falkland-Invasion, Greenham Common und die subtilen politischen Rückzugsgefechte linker Medienleute dar. Held dieser dokumentarisch-nüchtern erzählten Aufsteiger-Geschichte ist ein BBC-Reporter, der sich in der progressiven Aura seiner Kollegen und Freunden sonnt, im Stillen jedoch schon lange dabei ist, als der sprichwörtliche Arbeitersohn mit dem Malaise gegenüber seiner Klasse, seinen Weg nach oben, »at the top«, kalkuliert und rücksichtslos vorzubereiten. Der Film erregte einiges Aufsehen, vor allem, weil authentische Aufnahmen des Parteitags raffiniert mit inszenierten montiert wurden, etwa in einem »historischen« Schwenk von der triumphierenden Rednerin Maggie Thatcher zum Film-Helden, der fingernägelkauend im

Publikum sitzt. So ätzend und zugleich außerordentlich differenziert sollte später keiner der zu neuem Leben erwachenden gesellschaftskritischen englischen Filme sein, die Unterschicht sollte zwar in Filmen wie »My Beautiful Laundrette« (Mein schöner Waschsalon), »Sid and Nancy«, »Letter to Brezhnev«, »Dance with a Stranger«, »Prick Up Your Ears« und »Mona Lisa« prominent figurieren und weiterhin thematisiert werden, doch war bereits die Zeit der sozialistischen Folklore angebrochen und Englands berühmteste Dramatiker und Drehbuchautoren wie Harold Pinter, Alan Bennett, David Hare konnten sich der Literarisierung und Sentimentalisierung von Klassengegensätzen nicht (mehr) verschließen.

Daß das Fernsehen das britische Revirement ermöglichte und jungen Autoren, die im unabhängigen Sektor verzweifelt und aufgelaufen wären, eine Chance gab, ist ein Paradox, mit dem nicht nur Großbritannien zurandekommen muß. Das Fernsehen sprang ein just in dem Moment, als sich die nicht ausschließlich kommerziell orientierten Filmemacher durch Thatchers Abschaffung der freiwilligen Billettsteuer zunehmend in ihrer Existenz bedroht sahen. Dieser sogenannte »Easy Levy« bedeutete für die als Geldgeber fungierende Produktionsabteilung »National Film Finance Corporation (NFFC) des altehrwürdigen »British Film Institute« den Verlust einer wichtigen Einnahmequelle, zumal die Regierung ebenfalls die Steuerentlastung bei privaten Filminvestitionen aufhob. Der Niedergang des britischen Kinos, für das das Jahr 1982 auch punkto Zuschauerzahlen den Tiefpunkt markierte, war seit dem Zweiten Weltkrieg unaufhaltsam gewesen. Die teuren Prestigeproduktionen der Nachkriegszeit von Leuten wie David Lean und Carol Reed waren unter US-amerikanischem Konkurrenzdruck zunehmend unmöglich geworden, der Kriegsfilm-Boom in den 50er Jahren war verebbt (eine 1947 eingeführte Steuer von 75% auf ausländische Filme sowie ein importierter Import mußte wenig später wegen akuten Mangels an amerikanischen Filmen wieder aufgegeben werden). England wurde mit seinen berühmten Londoner Studios wie Pinewood und Elstree mehr und mehr zu einem bloßen Drehplatz für die amerikanischen Produktionsfirmen, die 3/4 ihrer Einnahmen in Großbritannien gesetzlich auszugeben verpflichtet waren. Die Autoren des »Free Cinema« wie Ken Loach, Karel Reisz, John Schlesinger, Lindsay Anderson und Tony Richardson, die Ende der 50er Jahre als »angry you men« mit zum Teil nicht unbeachtlichem kommerziellen Erfolg zu einem neuen Kino der Alltagsbeobachtung im authentischen Milieu der Mittel- und Unterschicht vorgedrungen waren, arbeiteten alle abseits der normalen Produktionskanäle, unterstützt damals noch durch besondere staatliche Fonds. Und es ist bestimmt kein Zufall, daß die meisten von ihnen später in den USA, teils innerhalb des Hollywood-Studiosystems, mit offenen Armen empfangen wurden und ihre »Karriere« weiterführen konnten. Die altehrwürdige Rank Organization in den späten 70er Jahren kränkelte dahin und auch das Duopol Thorn-EMI erlitt massive Verluste, mußte diversifizieren und rettete sich wie weitere unabhängige Produktionsfirmen in den Videoverleih, wobei die Majors sich noch enger zusammenzuschließen gezwungen waren. Die Konkurrenz kam natürlich, wie überall, vom Fernsehen, von der Abwanderung aus den Kinosälen vor die Mattscheibe. Der unabhängige vierte Kanal, wie die drei andern staatlich kontrolliert und finanziert, etablierte sich bald als »Fernsehen für Minderheiten« mit mutigen Programmen wie »Gay Specials« oder einem Forum für Feministinnen, denen später innovative, unkonventionelle Familienserien folgten bei heute wöchentlich 60 Stunden Programmzeit.

Durch die äußerst großzügigen Bedingungen für Kinoauswertung, welche Priorität hatte, wurde »Channel 4« in der Tat zu einem Sprungbrett für noch nicht etablierte Filmemacher, die sich allerhand Experimentelles und Avantgardistisches leisten konnten sowie für zuverlässige, altgediente Fernsehregisseure wie Richard Eyre und Stephen Frears (»My Beautiful Laundrette«, »Prick Up Your Ears«), die ihre Werke nun endlich auf die Leinwand bringen konnten. Einer der führenden Dramatiker und Drehbuchautoren wie Alan Bennet, der noch unlängst sagen konnte »Nichts, was ich geschrieben habe, ist je im Kino gelandet«, hat nun die Genugtuung, seine satirischen Stücke über die inniggeliebte und inniggehaßte Nation wie etwa »A Private Function« oder eben »Prick Up Your Ears« im Kino zu sehen. Eine Chance, die sich auch dem Altmeister des kritischen englischen Gegenwartskino, Ken Loach, dem wir mit »Looks and Smiles« den schönsten Film über das zentrale britische Thema der Jugendarbeitslosigkeit verdanken, plötzlich wieder bot.

»British Cinema is alive and well on television«, kommentierte sarkastisch das BFI-Organ »Sight and Sound« die glückliche Entwicklung der 80er Jahre. In der Tat gründete die Reputation sich auf bloß knapp ein Dutzend Kinofilme und war mit Flops wie die Goldcrest-Produktionen »Absolute Beginners« und dem für diese britische Firma ruinösem Großprojekt »Revolution«, strikt kinomäßig gesehen, bereits wieder am Abklingen. »Channel 4 verwechselt Fernsehen mit Sozialarbeit«, brummelte einst ein konservativer Parlamentarier, doch dies scheint nur den Hinterwäldlern ein Problem. Der Preis für die Fernsehbeteiligung ist, auch dies ein globales Phänomen, ein funktionales Kino, handwerklich sauber bis perfekt, aber eben ohne den innovativen visuellen Entwurf und ohne eine eigenständige Ästhetik, wie sie etwa Peter Greenaways Filme, dessen »Draughtman's Contract«, die ehrgeizigste und teuerste Produktion des British Film Institute ist und weltweit auch zu einem Kinoerfolg wurde, oder Jarmans genialische Werke wie »The Tempest« und »Caravaggio« oder Terry Gilians post-Orwellsche Farce »Brazil« mit wahrhaft futuristischen Designer-Qualitäten. Wie immer sympathisch und in zuverlässiger politischen Grundhaltung, haftet diesen »Problemfilmen« à la »Beautiful Laundrette«, »Another Time, Another Place« und »Dance with a Stranger« bei allen guten Intentionen etwas Bemühtes, forciert Versöhnliches an, das rigoros in einem Happy-End ausklingen muß. Entweder wird, wie »Letter to Brezhnev«, den Minoritäten oder Arbeitern eine penetrant-charmante Proletarier-Exotik untergejubelt und man läßt die Protagonisten wiederholt auf ihre Unterschichtszugehörigkeit und ihren Fabrikarbeiterinnenstatus verweisen in der Art »I'm only a

working girl«, oder man poliert Milieu und Miserabilismus, indem man, wie in »Dance with a Stranger«, die Armut im nostalgischen 50er-Jahre-Dekor kleidet oder, wie im Thriller »Mona Lisa« die konkrete Dreckarbeit der Prostituierten-Heldin elegant beiseite läßt. Liverpool, die Fabriken, South London und die ganze Vorort-Tristesse sind nicht mehr integraler, ungeschminkter Bestandteil der Handlung wie im einstigen »new cinema«, als Albert Finney in »Saturday Night, Sunday Morning« mit dem Motto »Don't let the fuckers wear you down« zum lässigen Prolet-Helden aufsteigen konnte, ohne daß deswegen gleich die ganze englische Industriezone wie in »Letter to Brezhnew« zum geschmäcklerischen Videoclip-Dekor umfunktioniert werden mußte. Es scheint, parallel zu den ideologischen Differenzen innerhalb der Labour-Partei mit ihrem sozialdemokratischen und militant-sozialistischen Flügel, im Kino eine Art romantisches Schisma stattgefunden zu haben, bei dem die Nostalgie als Sozialismus kaschiert wird. Das proletarische Bewußtsein wird zu einem Sehnsuchtstrip in einem von Unsicherheit ergriffenen, von eiserner konservativer Hand regierten Land. Auch hier allerdings ein Hoffnungschimmer, ein Beweis dafür, daß das britische Kino sich immer wieder allzu grober Etikettierungsversuche entzieht: Neueste, von Newcomers mit viel Aplomb und Irreverenz gegenüber britischem Diskretionsverständnis in Sachen Moral und Gesellschaft verfertigte Werke wie David Lelande »Personal Services« und »Wish You Were Here« sowie Alan Clarkes »Rita, Sue and Bob Too« künden an, daß das britische Kino wohl doch nicht so brav und angepaßt bleiben wird. »Personal Services« porträtiert mit viel Sympathie und Gefühl für surrealen Humor eine Bordelldame, die authentische Cynthia Payne, welche mit sehr un-britischer Ehrlichkeit und Gradlinigkeit in London Karriere machte. »Rita, Sue and Bob Too« ist eine wunderbar-böse Farce, die Perle unter den »proletarischen« Filmen . Ein Team von unbekannten Altgedienten und Debütanten tat sich zusammen für einen Film, dessen unpuritanische, amoralische Haltung auch im Bezug auf europäische Filme geradezu spektakulär wirkt. Zwei Schülerinnen einer kleinen, nördlichen Industriestadt in der Nähe von Leeds lassen sich von einem mittelständischen geilen Bock jeweils nach ihren Babysitting-Pflichten in seinem glänzenden Auto bumsen und gewinnen, da solches immerhin einen sozialen Aufstieg bedeutet und eine Abwechslung zu ihrem desolaten, mit erbarmungslosem Sarkasmus gezeigtem Slum-Familienleben ist, so sehr Geschmack daran, daß sie sich zuletzt als äußerst unkonventionelles Trio zusammentun. Alles ist hier perfekt, die Darsteller, die Dialoge, das »authentische« Dekor, bei dem die Kamera absolut kompromißlos vorgeht und jede Einstellung, jeder Blickwinkel per se ein kritisches Statement darstellt, aufgefangen durch eine abgründige Ironie, die allerdings von Kritikern bereits als geschmacklos qualifiziert worden ist.

Der neue Radikalismus, wie ihn etwa der Dramatiker David Hare in seinem ersten Film in eigener Regie »Wetherbv«. zur Schau stellt, ist psychologisch und nicht politisch. Und reichlich schizophren. Die alten Linken treten in Form des Lehrkörpers einer kleinen Provinzstadt auf und lamentieren im Bauernhaus der Lehrerin in guter »Cottage Liberalismus«-Manier über die verloren gegangenen ideologischen Positionen, während Hare gleichzeitig mit einem schockierenden Selbstmord und einem Feuerwerk von Flashbacks und klassischen Thrillerelementen die fehlende Botschaft mit einem radikalen Formalismus wettzumachen versucht. Nicht zufällig wurde Hares erfolgreichstes Bühnenstück, »Plenty«, in den USA mit dem Mega-Star Meryl Streep verfilmt, die die von Haß auf die Gesellschaft zerrissene Heldin mit einem masochistischen Glorienschein spielte und ihre Misanthropie opportunerweise mit dem Wahnsinn sühnte. Es ist, als wollte Hare dieser Susan Traherne, seinem eingestandenen alter ego, einerseits die britische Tradition des politischen Dissens und der sarkastischen Auflehnung seinem eigenen Radikalismus zuliebe belassen und andererseits, sozusagen als Rückzug vor dem eigenen Mut zur Gesellschaftskritik, die sich damit als Attitüde entpuppt, diese Positionen mittels ihrer emotionalen Verstörtheit zunichte machen. Etwas ähnliches passiert auch Alan Bennett in seinem Drehbuch zu »Prick Up Your Ears«, das das kurze Leben des zornigen jungen Dramatikers und Bürgerschrecks Joe Orton umreißt. Zwar werden Ortons unterprivilegierte Herkunft und seine in den 50er Jahren äußerst gewagten homosexuellen Pissoir-Abenteuer ausführlich beschrieben, doch findet eine Art psychosexuelles Moralisieren statt, in dem der Nachdruck nicht etwa auf Ortons lustvolle, gezielte »Epater le bourgeois«-Aktionen gelegt wird, sondern auf seine Triebhaftigkeit, die das böse Ende, als er von seinem langjährigen Geliebten erschlagen wird, geradezu zwingend macht. Bennett ist ein zu alter Hase, um die Homosexualität in negativem Licht erscheinen zu lassen, doch bekommen wir während des Films dennoch den Eindruck, daß ein so fataler Schluß der Preis ist, den diese »bad boys« zu bezahlen haben, nachdem sie uns zwei Stunden lang das Klischee einer hysterischen Schwulenbeziehung vorgeführt haben. Und sogar der rebellische Wirbelwind Alex Cox, in den man nach zwei in den USA hergestellten frechen »New Wave«-Filmen die größten Hoffnungen setzte, läßt in »Sid and Nancy« den bösen Buben Sid Vicious von der legendären Punkgruppe »Sex Pistols« als lamentablen Neurotiker einen Drogenamok laufen und spricht der Punkbewegung damit die ganze aufgekratzte und recht kühl kalkulierte Verulkung des Establishments ab. Ausschließlich Idioten, Toxikomanen und Paranoiker bevölkern seine No-Future-Szene, mit erhobenem Zeigefinger entfaltet Cox Sid Vicious' Stationen in die Hölle, als könne es ihm nicht schnell genug gehen, diesen letzten romantischen Helden der Punkbewegung gründlich zu entmythifizieren.

Der seriöse englische Kunstfilm, der in den expandierenden Studiokinos der Hauptstadt nun wieder gepflegt wird und ein Stammpublikum hat, läßt sich natürlich nicht auf einen Nenner bringen. Doch erkennt man bei allen das Bemühen um einen neuen Realismus, der noch unsicher schwankt zwischen den von den USA diktierten Showbusiness-Qualitäten und dem europäischen Kunstfilmstil, den das britische Kino für sich noch nicht gefunden hat. Es gibt keine überragenden Meisterwerke, man ist noch beim guten Durchschnitt. Alle Filme zusammen zeigen, analog zum wöchentlichen

Programmausstoß des Channel 4, hundert Vignetten und Vivisektionen britischer Befindlichkeit, sarkatisch hier, sentimental dort. Manchmal sucht man Zuflucht in der Vergangenheit, um dem verlorenen Empire bei aller Vorsicht doch etwas filmischen Glamour abzupressen, öfter beschränkt man sich auf vorgefundene Geschichten der jüngeren Vergangenheit, die zuletzt auf Problemfilme reduziert bleiben, »thinking small«, das alte Problem. Ein paar kühne Filmemacher wie Nicholas Roeg, der »The Man Who Fell to Earth« gemacht hat, und Ridley Scott, der in den USA mit »Alien« und »Blade Runner« zu den Kassenmagneten aufstieg, sind schon lange nicht mehr in England tätig oder haben, wie John Boorman, überhaupt erst Karriere jenseits des Atlantik gemacht. Doch die, die geblieben sind und sich in der Enge unter schwierigen Produktionsbedingungen eine filmische Existenz schufen, sind zahlreich, und werden immer mehr. Vielleicht machen sie in ihrem Leben nur halb so viele Filme wie die Expatriierten im Land der unbeschränkten Möglichkeiten – »Radio On« von Christopher Petit; zehn Jahre zuvor gedreht, ist nach wie vor Englands schönster No-Future-Film, von Sting bis »Kraftwerk« figuriert darin alles was Rang und Namen hatte. Doch figurieren sie definitiv auf der Landkarte. Sie sind, um den Filmtitel eines der schönsten, ganz in seiner Provinzialität aufgehenden Werke des Schotten Bill Forsyth zu borgen, »local heroes«, Lokalhelden.

Konkret 12/87, S. 59

Marli Feldvoß

Peter Greenaways Todeskommando

Eine Fahndung durch englische Gärten, holländische Zoos und römische Architekturwunder. Vorschläge für eine Lesart des britischen Filmregisseurs

»Sind Tiere, wie Autounfälle, Akte Gottes oder bloße Unfälle, bizarr, tragisch, farcenhaft, die von einem genialen Geschichtenerzähler, Mr. C. Darwin, zu einem Drehbuch geschmiedet wurden? Ist die klassische Venus die biblische Eva? Wenn man die Entwicklung des Lebens auf der Erde mit einem Jahr aus 365 Tagen vergleicht und wenn der Mann um 8 Uhr am 31. Dezember erscheint – kam die Frau dann kurz nach acht? War Adam ein Zwilling und wenn ja, was geschah mit dem anderen? Ist das Zebra ein weißes Pferd mit schwarzen Streifen oder ein schwarzes mit weißen?

Der Film ist ein viel zu ergiebiges kreatives Medium, als daß man es nur den Geschichtenerzählern überlassen wollte.«

Ein unbekümmerter Fabulierer, reichlich ausgestattet mit der sehr englischen Begabung zum Nonsens, ein Zungenkünstler und Wortverdreher, gar ein heimlicher Bildzertrümmerer verbirgt sich hinter dem scheinheiligen Frager Peter Greenaway, der sich selbst auch noch das Geschichtenerzählen abspricht. Nichts als Polemik eines kapriziösen Selbstverleugners, da sich allerdings gegen das herkömmliche narrative Kino sträubt wie gegen die traditionellen naturalistischen Tendenzen des britischen Kinos. Er ist in erster Linie ein Statistiker und Sammler und sieht sich in der bunten Erbfolge von Lewis Carroll, Rabelais wie Borgès und Calvino.

Auf jeden Fall ist er obsessionell, besessen von der Vielfalt und Endlosigkeit von Minimalgeschichten, bewundert John Cages neunzig einminütige Geschichten, für ihn eine modellhafte Verbindung von Erzählung und Struktur, und bietet mit 92 zweiminütigen Geschichten Paroli – die imaginären Biographien von 92 Personen in dem als Höhepunkt seines experimentellen Schaffens angesehenen Film »The Falls«. Mit seinem ersten Spielfilm »Der Kontrakt des Zeichners« hat er nach einer langen Berufs-Lehrzeit als Cutter den Sprung zum Kinofilm geschafft, aber er ist trotzdem ein Maler geblieben, seine frühe Berufung, die ihm allerdings nichts einbrachte.

Es ist die Kunstgeschichte, mit der er unablässig hadert, und zwar mit ihrem größten und folgenreichsten Ereignis, dem Siegeszug der Zentralperspektive. Die Perspektive, in der Renaissance als achte Kunst entdeckt und zum Wendepunkt des gesamten Sehens und der fortan objektivierbaren Weltsicht aufgestiegen, wird bei ihm zum eigentlichen Bildereignis und damit zum Sehereignis seiner Filme. Lineare Fluchtpunkte und strenge symmetrische Arrangements (auf die Spitze getrieben in »Ein Z und zwei Nullen«) zielen auf Vollendung und Unterwerfung. Diese durchgestalteten Bildentwürfe bewegen sich ausschließlich in einer künstlichen, nach rationalen Gesichtspunkten eingerichteten Welt, die nie die Begrenzung durch die eigene Ideenwelt loswird, genausowenig wie den Schachteleffekt. Hier wird nur behauptet, neue Räume zu erobern, zu sehen ist jedoch die beengende Isolation dieser Raumerfahrung.

Die darin posierenden Figuren sind Ideenträger ausgestattet mit einem umfassenden enzyklopädischen Wissen, sie sind keine psychologisch aufgebauten wirklichen Menschen. Sie haben sich der räumlichen Macht zu beugen, sie werden begradigt oder beseitigt oder sind nur noch Experimentierobjekte in Schärfentiefe für einen Könner wie Kameramann Sacha Vierny.

Ein Grenzgänger zwischen Fakt und Fiktion, so sieht er sich selbst. Aber es steckt mehr dahinter: eine Konzeption, eine Struktur, eine Weltsicht. Nehmen wir einmal die Schöpfungsgeschichte und stellen uns vor, sie sei bearbeitet von Peter Greenaway, folgende Geschichte wäre als Ergebnis denkbar: Am Anfang war der Vertrag. Nach dem ersten Vertragsbruch kam ein neuer Vertrag, geschwängert von der Frucht der Erkenntnis die so bitter war, daß man sie lieber wieder ausspucken mochte. Aber das Gift begann bereits zu wirken, das Versprechen auf Erkenntnis, die Gier nach Wissen und Erfahrung, der Anspruch auf die Macht, die Herausforderung des Himmels. »Der Kontrakt des Zeichners« führt noch den Vertragsinhalt vor, auf den sich der Maler einläßt, ohne zu durchschauen, daß er vom Verlangen getrieben ist, dessen wahre und verborgene Bedeutung herauszufinden, daß sein Wissensdurst schließlich die Ursache dafür ist, daß er sterben muß.

Ein faustisches Märchen, ein Todeskommando. So lassen sich alle drei vorliegenden Spielfilme als Todeskommandos interpretieren: der Maler im Visier seiner eigenen Vision (Der Kontrakt des Zeichners), der Verhaltensforscher in der Falle seiner eigenen Versuchsanordnung (Ein Z und zwei Nullen) und der Architekt als Opfer seiner Hybris (Der Bauch des Architekten).

Eine zentrale Idee scheint sich hinter diesen anspielungsreichen Bildcollagen und referenzträchtigen Textzitaten, die obendrein noch mit Zahlenspielen verschlüsselt werden, zu verbergen. Eine Idee, die Greenaway auch als konzeptuellen Künstler auszeichnen würde, die immer wieder durchscheinende Auseinandersetzung der mythischen mit der perspektivischen Zeit. Seine Geschichten bewegen sich immer um einen Angelpunkt, das Problematischwerden der neuen Seh- und Denkmodelle, die in der Renaissance ihren Ausgang genommen haben. Eine Art visueller Dialektik der Aufklärung?

Ausgesprochen aufklärerisch geht es allerdings nicht zu in Greenaways ironisch-verfremdeter, verwirrender, absolut überkodierter Bildwelt, die obendrein mit einem polemischen Feuerwerk überlagert wird ein Puzzle, das sich entschlüsselt und wieder verschleiert, ein Labyrinth, das sich nicht mit der berühmten Anweisung bezwingen läßt, immer nach links abzubiegen.

»Der Kontrakt des Zeichners« oder Der Tod im Garten

Ein Barockgarten auf einem englischen Landsitz im ausgehenden 17. Jahrhundert ist der Arbeitsplatz für den Künstler Mr. Neville, der sich verpflichtet hat, von diesem Terrain zwölf Zeichnungen anzufertigen. Den Bildausschnitt darf er nach eigenem Ermessen wählen, ein Vertrag besiegelt den Auftrag. Daß dieses Vertragsverhältnis allerdings nur zustande kommt, weil sich die Hausherrin obendrein zur besonderen Verfügung des begehrten Künstlers bereithält, verschweigt der Film nicht.

Mr. Nevilles Blick ist vorwiegend auf die Planquadrate auf den weißen, sich langsam füllenden Bogen gerichtet und dabei auch auf ein optisches Hilfsgerät, das die Proportionen nach dem Goldenen Schnitt festhält. Aber der Blickwinkel kehrt sich auf einmal um, er erscheint plötzlich im Fadenkreuz seiner Gerätschaft. Der Bildausschnitt nimmt schon voraus, was erst beim Meuchelmord zur Gewißheit wird.

Herrschaftlich gebärdet sich dieser bürgerliche Künstler, nutzt extensiv die ihm erteilten Vollmachten und sperrt die schon gebeutelte Natur mit ihren gestutzten Hecken, Krüppelbäumchen und Zierobelisken noch einmal in den Rahmen seiner Werke.

Im Namen der Naturtreue geschieht dieses Unternehmen, aber was ist das für eine Natur, die schon säuberlich von einem Dienerheer gerecht, gestutzt und im rechten Winkel geordnet wird? Die geäußerte drohende Gefahr, daß Englands Gärten dereinst zu Dschungeln werden, weist auf die schon einsetzenden Veränderungen in der Gartenkultur hin, die später als »Gärten der Freiheit«, als liberales Gartenmodell des englischen Landschaftsgartens, die »Gärten des Königs«, die des französischen Absolutismus, ablösen werden.

Aber Mr. Nevilles absoluter Wahrheitstrieb wird ihm geradezu zum Verhängnis, denn die Zeichnungen ergeben am Schluß die lückenlose Beweiskette eines Verbrechens. Arglos seinem Abbildungswahn vertrauend hat er die im Garten absichtlich ausgestreuten Indizien ebenfalls verewigt. Die notwendige Blindheit des Künstlers, wie die hintergründige Mrs. Talmann bemerkt, die sich von ihm, in voller Absicht, auch hat schwängern lassen, schließe eine wirkliche Intelligenz aus, denn ein intelligenter Mensch werde mehr über das wissen wollen, was er zeichnet, als er mit den Augen sieht. Ein Sehvorwurf, der doch nur Eigennutz verrät, denn ein toter Maler ist besser als ein anmaßender oder gar ein intelligenter.

»Ein Z und zwei Nullen« oder Der Menschenzoo

»Ein Z und zwei Nullen. Was für ein Zoo!« Kein Paradox, sondern ein Menschenzoo, in dem sich eine Ansammlung von Sonderlingen und Freaks befindet, anatomische Abnormitäten wie ausgesonderte mythologische Figuren aus einer glorreichen Vergangenheit, zusammengwürfelt aus Wissenschaft und Kunstgeschichte. Die Zwillinge Oliver und Oswald Deuce, Verhaltensforscher, arbeiten in diesem Zoo und sind seit dem Tod ihrer Gattinen in einem mysteriösen Verkehrsunfall mit dessen Verursacherin und deshalb nur noch einbeinigen Alba liiert.

Sie sei nur ein Vorwand für medizinische Experimente und Kunsttheorie, behauptet Alba einmal und fürwahr, eigentlich regieren die Wissenschaft und ihre Ausgrenzungsmodelle das Geschehen des Films. Wenn Van Meegeren, der berühmte Fälscher Vermeers, hier in der Doppelfunktion als Chirurg und Kunstliebhaber eingeführt, Alba auch noch zur Amputation ihres zweiten Beines drängt, steckt mehr dahinter als die Sorge um die Gesundheit der Patientin. Er wird geradezu zum Vollstrecker eines Weltbildes, das der totalen Ordnung als einziger Objektivierung menschlichen Geistes vertraut. Albas pathetisch einsam ausgestrecktes Bein wird in der räumlichen Inszenierung zu einem dramatischen Konfliktfall in einer dualen, perspektivisch ausgerichteten Welt, der nach Beseitigung schreit.

Die Vergewaltigung der natürlichen Welt hat hier viele Gesichter. »But the elephant never forgets« heißt einer der wiederholt skandierten Nonsensreime, die vor dem Rückschlag der Tiere warnen, die im 19. Jahrhundert in Zoos zur Schau gestellt und abgesondert wurden, zur gleichen Zeit, als Darwin seine Evolutionstheorien als Ersatz für die Schöpfungsgeschichte anbot. Darwins Evolutionsgeschichte in Wort und Bild, ein Videovortrag, durchzieht den ganzen Film wie ein fortschrittgläubiges Manifest, gerät aber angesichts der parallel motivierten Verwesungsversuche der Verhaltensforscher zur Apologie.

Der Sinn des Lebens, was ist das? Die Versuche ergeben nur, daß entstehendes Leben und Verwesung einen gemeinsamen Ursprungsort haben, nämlich in der Gebärmutter, in der Bauchhöhle. Ein Ergebnis, das auf die Kreisbewegung des Lebens hinweist und damit in eine Gegenbewegung zu den linearen Versuchsanordnungen und den weitausholenden Perspektiven der Bildentwürfe einschwenkt.

Ein anderer Ort ist L'Escargot, ein idyllischer Flecken mitten in der wild wuchernden Natur irgendwo in Frankreich, der Ursprungsort von Alba, der Ort, an dem sich die beiden Verhaltensforscher zu ihrem letzten Experiment niederlassen. Säuberlich gezogene Planquadrate auch hier, die zur Grundlage des letzten Experiments der beiden dienen soll, nämlich die eigene Verwesung im Fokus der Kamera festhalten zu wollen. Aber L'Escargot ist kein gewöhnlicher Ort. Das hermaphroditische Schneckentier beherrscht das Terrain, das sich dem geschlechtlichen Zwang zur Doppelung der Arten einfach entzieht und sich mit mythischer Gelassenheit selbst befriedigt. L'Escargot ist der Ort, wo alles Doppelte wieder eins wird, wo im Schneckenschleim wie in einer Art Urschleim die Versöhnung der Arten zelebriert wird. Ein utopischer Ort, wo die Philosophie der Schnecke eine komplizierte Versuchsanlage zu Fall bringt, ein Rückeroberungsakt der Natur, der sich mit einem Kurzschluß verabschiedet.

»Der Bauch des Architekten« oder Tod in Rom

Ins Land der Kuppel und des Bogens zieht es den amerikanischen Architekten Stourley Kracklite aus Chicago, um dort eine Ausstellung zu Ehren des französischen Revolutions-Architekten Etienne-Louis Boullée (1728-1799) einzurichten. Ein Fleischkoloß aus der fleischfressenden Gilde der amerikanischen Architekten kommt zusammen mit seiner Frau in das alte Rom mit seinen dem 'genius loci' verpflichteten Bauwerken, mit dem Idealbau des Pantheon, der auch dem Architekten Boullée einst als Vorbild gedient hat.

»Architektur ist das Mittel, die Natur zu verwirklichen«. Ein Satz Boullées, der wie am Nullpunkt anfangt und in Anlehnung an die Rousseauschen Gedanken auch zurück zu den Anfängen, zur Inspiration durch die Architektur der Antike führt. Nur der Abflug der Baukunst in den Nachvollzug, die nur noch gedachte und vorgestellte Natur ist längst vollzogen. Isaac Newton wird hier zum Zeugen für eine nur noch vorgestellte Welt aufgerufen. Ihm gilt auch einer der großen Entwürfe Boullées, ein Kenotaph für Newton, Mittelpunkt der Ausstellung, ein Trauermal, nur eines von vielen Grabmälern, die Boullée, darin durchaus ein Kind seiner Zeit, entwarf. Boullée, der rigorose Revolutionär, Erneuerer der klassizistischen Form, erscheint so in einem ganz anderen Licht. Ein düsterer monumentaler, ins Visionäre strebender Denker, der genauso gut von den Bauherren des italienischen Faschismus wiederentdeckt wurde wie von seinem deutschen Bewunderer Albert Speer. Seine Todesstempel sind wie kolossale Grabstädte, weitausholende Anlagen, die an die Massengräber wie die Todesmaschinerie des 20. Jahrhunderts erinnern. Visionär dem Weltuntergang entgegen, ein moderner Geist. Und Kracklite kommt aus Chicago, wo vor hundert Jahren einmal die Wiege des Funktionalismus stand, die später von Mies van der Rohe noch radikalisiert wurde. Eine Gleichung?

Ein riesiges Gebäude von kunstgeschichtlichen und historischen Bezügen tut sich auf, aber gegen die allesamt steinernen oder nur noch entworfenen Zeugen einer langen Baugeschichte wächst im Gegenzug ein organisches Gebilde, neun Monate lang, Frau Kracklites Nachwuchs. Aber nicht ein Bauch allein bläht sich, gleich zwei in Konkurrenz, denn der korpulente Architekt legt sich ebenfalls ein Bauchbewußtsein zu und leidet heftig an einem mysteriösen Magenleiden. In eine narzißtische Bauchobsession wächst sich schließlich diese Krankheit aus. Die ganze Suite wird ausgelegt mit Fotokopien vom Bauch des Augustus, eine anschauliche Metapher für Gebärneid. Da ist kein Raum mehr und kein Blick mehr für die Frau mit dem wachsenden gesunden Bauch.

Nur noch Erbrochenes zeugt vom Unwohlsein und inneren Ungleichgewicht dieses Mannes, dem das allgemein Menschliche längst aus dem Blickfeld geraten ist, dem die Ideen längst die Sinnlichkeit und die Gefühle ausgetrieben haben. Im Bauch brechen wieder einmal die Widersprüche auf, der Rückschritt vom Fleisch- zum Körnerfresser reicht aber als Kur nicht aus, ein jahrhundertealtes Krebsgeschwür bricht hier endlich durch. Christusgleich steht Kracklite im Fensterkreuz, hoch über seiner Ausstellung, die er schließlich an einen jungen Kollegen und Karriereristen mitsamt seiner Frau abtreten mußte. Ein Selbstgekrönter stürzt sich herab, zeitgleich mit der Geburt des Kindes und der Eröffnung der Ausstellung. Nicht genug, Greenaway läßt auch noch das kleine Newtonsche Modell zerschellen. Tabula rasa. Wunschbilder vom Beginn einer neuen, unbeschadeten, naiven Welt? Das erstarrt-vergnügliche Augenzwinkern des Kracklite weiß mehr.

Konkret 12/87, S. 64

Manfred Hermes

Das Wohnzimmer ist die Show

Wenn es im bundesdeutschen Fernsehen am Wochenende unterhaltsam wird, gibt es nur noch Beteiligte. Die Kandidaten vor den Kameras fungieren als Stellvertreter für die Zuschauer vor den Fernsehschirmen. Jeder soll wollen, daß er einmal dran kommt

Aufdringliche Zerstreuungs-Opern überlagern unser Leben, und es werden ständig mehr. »Der Mike ist da. Der Mike ist da«, ruft Mutter Elfriede, Mitglied der Familie Burckard aus Linden bei Giessen, während sie noch die Haustürklinke in der Hand hält. Sie freut sich, daß Mike Krüger in der Tür steht. Vater Klaus und die Söhne Ralf und Thomas freuen sich auch. Aber Mikes Erscheinen bedeutet nicht nur Freude, sondern auch Arbeit. Familie Burckard weiß, was die Dramaturgie von ihr verlangt und beginnt damit, ihre Wohnzimmermöbel zusammenzurücken, das Gemälde von der Wand zu hängen und einzupacken. Mike Krüger ist mit dem Lastwagen Willimobil gekommen, um die Möbel abzuholen und auf große Fahrt zu schicken. Aber nicht nur das. Mike hat auch Vlado Kosanovic und ein kleines Drehteam mitgebracht, die den Auftrag haben, mit Familie Burckard jenen kleinen Filmspot zu drehen, der das Präludium jeder »Vier gegen Willi«Sendung ist und in dem die Familie Burckard sich jetzt selber spielen muß. Wenn sie das dann auch mit den denkbar unvollkommensten Mitteln tut. Augen aufreißen, lächeln, in der Wohnung herumspringen. Erste Einstellung: Mutter Elfriede öffnet die Haustür, macht ein überraschtes, gleichzeitig erfreutes Gesicht und ruft nach hinten in die Wohnung: »Der Mike ist da. Der Mike ist da.«

»Hauptsache ist doch, daß es Spaß macht«, sagt mir die Rundfunk-Mitarbeiterin, und so sicher es ist, daß sie das so meint, so sicher ist, daß einem an Fernsehshows noch ganz andere Hauptsachen auffallen können, z.B. was für ein verzerrtes Bild von den Menschen sie da entwerfen oder wie die Shows als Ware sich möglichst eng an die Zuschauer zu schmiegen versuchen und symbolische Attacken auf ihre Haut und ihre vier Wände unternehmen, um das zu erreichen.

Was sich hinter so käsigen, saloppen Titeln wie »Donnerlippchen«, »Wortschätzchen«, »Wetten daß...« oder »So isses« verbirgt, ist wie der gezielte gleichzeitige Dauerbeschuß unseres Scham- und Spaßzentrums. Das Schamzentrum, so gereizt, befiehlt uns, immer schnell auf die Fernbedienung zu drücken, wenn uns das, was uns die Show oder das Fernsehen überhaupt so zeigt, unerträglich peinlich wird. Aber andererseits wachsen auch dicke Saugnäpfe aus dem Fernseher und sie saugen sich fest an unserem Spaßzentrum, das dann dafür sorgt, daß wir schnell die Anordnungen des Schamzentrums revidieren und zurückschalten, um am Ball des Spektakels zu bleiben und uns selbst und relativ freiwillig mit so unnützen und horizontlosen Dingen wie Kurzweil, Zerstreuung und Unterhaltung weiterzuversorgen. Das soll heißen, daß die Beziehung, die man zur Show wie zum Fernsehen allgemein hat, ziemlich gebrochen und gar nicht so klar ist, denn jeder Mensch ergötzt sich an der bunten Mischung der Show, an deren dichtem, alles in allem eher unattraktivem Gewebe, das aus Spielen, Moderationen, Stargästen, Anzeigensystemen, Gags, Applaus, Bildern, Fanfaren und Dekorationen besteht und einen hysterischen Raum bildet, der von fünf Videokameras kontrolliert und lautlos zerhackt wird, während der Showmaster mit Charme die Reibungslosigkeit des Flusses und der Übergänge gewährleistet.

Die Opfer dieses Betriebs sind dabei die Menschen. Dazu muß man sich zuerst klarmachen, daß die Spiel- und Rateshows einer der wenigen Programmteile sind, in denen Menschen als sie selbst auftreten. Wenn man sonst Menschen im Fernsehen sieht, und das ist ja oft genug der Fall, dann sind das immer die Repräsentanten von irgendwas. Der Showkandidat repräsentiert nur sich selbst, aber dadurch repräsentiert er eigentlich auch uns, die wir als Zuschauer im Fernsehen sonst nicht sehr stark vertreten sind. Und da ist es dann schon interessant, was das für Kandidaten sind und wie mit ihnen im Fernsehen umgegangen wird.

Was ihn persönlich betrifft, so hat der Kandidat nicht nur die Normalität auf seiner Seite, sondern hat sich der Unterhaltungsindustrie mit einer Reihe günstiger Eigenschaften empfohlen. Der Spielshowablauf stellt hohe Anforderungen an eine besondere charakterliche Disposition und er, der Kandidat, hat sie erfüllt. Er traut sich etwas zu und ist sportlich. Sportlichkeit ist ein wichtiges Kriterium, jedenfalls für die »Vier gegen Willi«Redaktion, denn im Zuge der Verschärfung der Spiele hat sich der agile Menschenkörper zunehmend neben gewissen bis dahin gefragten Geistesfunktionen behauptet, die z.B. in »Einer wird gewinnen« angezapft werden, Kulenkampffs Vehikel, das so ganz für Kultur und Geist einsteht, daß seine relative Langsamkeit das letzte Bollwerk gegen amerikanoiden Dynamismus ist.

Andere Shows verlangen wieder ganz andere Begabungen. Sie stellen Menschen aus, die sich mit eigenartigen Leistungen an der Hobbyfront hervorgetan haben. »So isses« oder »Wetten daß.. .« ziehen regelmäßig eine in ihrer Freizeit einigermaßen bizarr beschäftigte Bevölkerung ans Licht, und es ist wahrscheinlich, daß sie, die Shows, das Verschrobene durch tendenzielle Bejahung im Wachstum noch eher begünstigen. Die Leute lassen sich für »Wetten daß. ..« inzwischen so komplizierte Kunststücke einfallen, haben sich dermaßen in eine Guiness-Buch-derRekorde-Welt abgehoben (»Ich wette, daß zehn Gabelstapler nicht in der Lage sind, diese Flasche Bier zu öffnen«), daß sie den Manieristen in einem vielleicht erregen, aber eigentlich die Bausteine für das bedrückende Panorama einer freien gesellschaftlichen Energie sind, die in Bahnen gelenkt ist, die sich potentiell nur noch für das Showgeschäft eignet, das ja, wie wir wissen, *die* Wachstumsbranche

ist.

Das Fernsehen, das eigentlich nie ein Konzept von Volk oder Masse entwickelt hat, das nur die Nachahmungen von Lebensnormalität als Fernsehserie oder die beiläufigen Dokumentaraufnahmen kennt, die das Füllmaterial vieler Sendungen sind und deren Logik eher denunziatorisch als erklärend ist, dieses Fernsehen produziert so ein Konzept nun eher hintenrum und halb ohne Absicht, indem es z.B. mit der Spielshow Modelle für einen öffentlichen Austausch entwirft, dessen Grundlage eine BRD ist, die als eine Ansammlung von Menschen erscheint, die sich in ihrer Freizeit mit den schillerndsten Dingen beschäftigen. Was ihnen zwar dazu verhelfen kann, Kandidat einer Show zu werden, aber sind sie es, dann gehen sie in den Verkehrsformen der Show unweigerlich unter, denn ihr Ausdrucksvermögen, falls sie eins haben, wird während des Auftritts so ziemlich gegen Null gedrückt. Der Showkandidat ist immer das scheue Reh. Er reagiert auf alles unvollkommen, weil er nicht weiß, wie er sich zu bewegen und was er wann zu sagen hat, um schön telegen zu wirken.

Er kann gar nichts, nur der Moderator kann alles. Der hält alle Fäden eisern in der Hand, bestimmt die Art des Umgangs, das Thema und die Länge der Gespräche, legt dem Kandidaten seine Hand auf die Schulter, wenn er Lust dazu hat oder benutzt ihn dazu, wie Mike Krüger, um den nächsten Programmblock anzusagen. Während der Kandidat noch meint, er sei mit »Bleib ruhig bei mir, du kennst doch sicher...« persönlich angesprochen worden und auf jeden weiteren Satz wach mit »hm« reagiert, hat sich die Ansage längst von ihm abgewendet, was der Betroffene irgendwann dann auch bemerkt, aber um ein peinliches Stück Zeit verspätet.

Peinlich ist das vor allem vor uns, den Zuschauern, denn das ist gewöhnlich der Moment des reinen Mitleids oder der, in dem man zu schwitzen beginnt bei der Vorstellung, jetzt selbst vor den Millionen zu stehen. Aber der Hobbyexhibitionist weiß dann schon auch immer, was die Regeln des Showgeschäfts sagen und anstatt Betretenheit zu zeigen, lächelt er lieber. So wie er schon die ganze Zeit über versucht hat, sich am Riemen zu reißen und im Rahmen des Möglichen ein paar kesse Antworten zu geben oder sowas wie Heiterkeit oder Lockerheit zu erzeugen, selbst wenn er dabei noch vom letzten Spiel klatschnaß oder total verkleidet dasteht – was Showkandidaten oft genug zu einem besonders jämmerlichen Beispiel für gesellschaftliches Strebertum macht.

Aber so einsam wie es aussieht, stehen die Leute meistens gar nicht vor der Welt. »Vier gegen Willi« lädt ja die komplette Familie ein und begünstigt die Anreise von Fans. »Donnerlippchen« lädt gleich nur 15-20 Mann starke Gruppen ein, aus denen sich freiwillig Mitspieler rekrutieren.

Bei etwa 1000 Bewerbungen pro Sendung muß man von einer prinzipiellen Bereitschaft großer Teile der Bevölkerung ausgehen, sich für diese Art Neckerei zur Verfügung zu stellen. Was nicht heißt, daß die Pole Produzent-Konsument wirklich konvergieren würden, selbst wenn sich zehnmal mehr Leute meldeten. Immer werden viele Millionen mehr Menschen vor dem Fernsehen sitzen als Aktivisten in ihm herumturnen, aber die Möglichkeit, daß jeder in seinem Leben sich wenigstens einmal im Fernsehen gesehen haben kann, steigt schon erheblich an.

Es ist wahrscheinlich kein Zufall, daß ein eigentlich zu plebiszitären Zwecken gut geeignetes Fernsehmittel in Deutschland zum ersten und einzigen Mal in einer Show verwendet wurde: Ein Container als mobiles TV-Studio. Seitdem gehört es zum festen Inventar von Jürgen von der Lippes »So isses«. Bevor er in einer Stadt des Sendegebiets deponiert wird, werden Leute aufgefordert, da dann doch hinzukommen und sich vorher etwas Lustiges für einen Vortrag auszudenken. Daß das Ding »Laberkasten« genannt wurde, hat schon das ganze Elend, das dann darin stattfinden sollte, vorweggenommen: Leute, die selbstgemachte Lieder oder gereimte Texte vortrugen, die fast alle was mit Jürgen von der Lippe und »So isses« zu tun hatten, Leute, die hineingingen, um Fratzen zu schneiden oder sich sonstwie zu deformieren und zum Showwert zu machen, waren die Hauptkundschaft. Nach einiger Zeit stellte sich heraus, daß das Konzept Mehr Freiheit Weniger Staat wegen der allzu großen Dürftigkeit der Ergebnisse nicht zu halten war. Seitdem gibt von der Lippe seinen Fans vorher Themen in der Art von »Mein Chef« oder »Die Schwiegermutter« auf.

Die bislang stärkste Aussage über das Wesen der Fernsehunterhaltung haben wir aber »Vier gegen Willi« zu verdanken. Diese Show macht keine Umwege, sondern geht direkt in das Herz der Sache, um die es geht, nämlich ins Wohnzimmer als den Ort der Passivität, von dem aus die Leute gewöhnlich in die Fernsehwelt starren. Indem sie die Wohnzimmereinrichtung der Kandidatenfamilien auf die Showbühne stellt, wendet sich »Vier gegen Willi« an alle Menschen in den vielen Millionen ähnlicher Wohnzimmer, schafft Identifikation und erklärt, weil es dieses eine Wohnzimmer herausstellt, auch jedes andere Wohnzimmer zu einem Ort, an dem sich potentielle Passivität in Aktivität verwandeln kann. Dieser so geschaffene Raum ist dann gut geeignet, um in ihm die Standardfragen nach den menschlichen Essentials zu stellen, nach dem Beruf, dem Hobby. Aus dem Hobby läßt sich dann vielleicht eine Spielidee ableiten und was den Beruf betrifft: Warum sollen die drei Männer der Familie Burckard, wo sie zufällig alle drei von Beruf Schornsteinfeger sind, nicht in ihren Schornsteinfegeranzügen in der Show auftreten?

Aber die besondere Spezialität von »Vier gegen Willi« – jetzt haben sie sie leider getilgt – war dieses Spiel pro Sendung, das direkt mitten hinein in das Familienleben der Familien gerichtet war, in der Form inzwischen schon legendärer Aktionen, in denen Wohnungseinrichtungen oder Autos zertrümmert wurden, und in die die Familien, wenn überhaupt, nur via Telefon eingreifen, aber alles sehr deutlich auf der Videowand verfolgen konnten. Das war weniger anarchistisch als es aussah und hatte Methode: Nicht ungenial hat »Vier gegen Willi« die Verhältnisse umgedreht und das Wohnzimmer zur öffentlichen Austragungsstätte und die Showbühne zum Wohnzimmer erklärt.

Das war eine gezielte Aggression des Fernsehens, das sich so unsere Wohnzimmer vorgeknöpft hat, um uns, symbolisch in diesem einen zu zeigen, wie sehr es uns auch in allen den Wohnzimmern erreichen (bannen) will, die es uns nicht zertrümmern kann.

Dagegen ist es ganz besonders unschön und nutzlos, sich »Vier gegen Willi« in einer dieser Sporthallen live anzusehen. Vor dem einheitlichen weiten Bühnenraum, durch den Kameras hin- und hergeschoben werden, wo einem die einzelnen Teile so verdammt bekannt vorkommen, können sich ja nur die trivialsten Beobachtungen und Gedanken zum Verhältnis von Live zu Fernsehbild einstellen.

Tatsächlich sieht und hört man gleichzeitig mehr und weniger als im Fernehen: z.B. sieht man den Hamster Willi nicht, der ja für zwei, drei wichtige Entscheidungen in der Show zuständig ist, den man auf dem Fernseher sehr gut erkennt, dafür sind da die Umbaupausen herausgeschnitten und man kann deutlich verstehen, daß Frau Burckard, nach ihren Hobbies befragt, eigentlich sehr deutlich »kegeln« sagt und nicht, wie man im Saal versteht, »häkeln«.

Mike Krüger, der weiß, wie problematisch es ist, Saalpublikum einzuladen und nicht zu knapp für etwas bezahlen zu lassen, das nicht das Spektakel, sondern die Produktion des Spektakels und dementsprechend schmutzig und abweisend ist, Mike Krüger macht dann in Meta: »Jetzt gibt es wieder eine Umbaupause, die sehen die Leute im Fernsehen nicht.« Oder: »Da sehen sie mal«, oder nein, er duzt das Publikum nämlich, »Da seht ihr mal, wieviel Arbeit das ist, so eine Show auf die Beine zu kriegen. Hier sind ständig 150 Leute beschäftigt, allein acht arbeiten hinter der Videowand.«

Das touristische Konzept, das eigentlich dem Zweck dienen soll, Nähe zum regionalen Publikum durch Anwesenheit des Fernsehens herzustellen, hat wiederum höchstens für die Fernsehzuschauer einen Sinn, denen die Begrüßung »Hallo Augsburg« und die dazugehörigen folkloristischen Accessoires (die Kuh, die Blaskapelle, die Brezel, der Lodenjanker) eher ein Gefühl von Region geben als denen, die direkt dabeisitzen. Ohne die Fernsehwand würde man kaum eins der Gesichter da unten erkennen, weil sie viel zu weit entfernt und klein sind. Das Gesicht von Mike Krüger ist aber problemlos zu erkennen, da sein Gesicht so bekannt ist, daß man aus dem Gedächtnis das vervollständigen kann, was man eigentlich nicht sieht. Aber mit der Familie Burckard ist das nicht so einfach.

Konkret 12/87, S. 66

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Gleich nach dem Enteignungskrieg um halber sechse wollten wir uns um Hamburger Springerhaus zum Springerhausanpissen treffen: Rühmkorf, Grass, Härtling, Wallraff, Aust, Hensche, Bissinger, Duve u.v.a., alles patente, voll Rohr gegen die Reaktion haltende Pisser. Aber der eine hatte »grad keinen Druck drauf«, der andere war, wie seine Sekretärin sagte, »nach Pissen im Stammabort verreist«, der dritte meinte in einem Kabel »habe nachgedacht stop Fäkalie kann nicht mit Fäkalie bekämpft werden stop bin für argumentative Diskussion ende«, der vierte wollte, wie er in einem Telfax bekundete, »nach den Morden in Mörfelden nicht weiter an der Eskalationsschraube drehen«, der fünfte ----- kurz: Es mußte mal wieder der mit dem Kürzesten ran. Freilich, die Solidarität ging dabei den Bach mit runter...

LIEBE MAIKE, LIEBE HAUKE, LIEBE BEATRICE, LIEBER CHRISTIAN-ALBRECHT BARSCHEL!

Ihr kennt doch sicher, mindestens aus dem Fernsehn, diese Dickmadam aus Westberlin, Ihr wißt schon, das ist so eine, die immer die falschen Sachen zum Geburtstag und zu Weihnachten anschleppt, statt solides Geld, und die so tut, als könne sie mit Kindern, aber in Wirklichkeit ist sie bloß eine kindertümelnde Matrone mit einem Aufziehschlüssel unter der Hoffmanns-gestärkten Bluse, und wenn man sie vor irgendeiner Fernsehkamera aufgezogen hat, dann schnarrt sie wie ein böser Ei Tie dieses verständnisvolle Zeug runter, also daß Kinder durchaus das Kindermenschenrecht haben, einmal, aber auch nicht öfters! verstanden! eine Fensterscheibe einschmeißen zu dürfen... und solchen liberalen Lebertran. Aber was ein hübsch unverbildet Kind ist, das sieht so eine Dickmadam lieber vom sich entfernenden Schottenrockhinterteil mit der großen Schmucksicherheitsnadel vorn als vom sich nahenden gruselig-modern bebrillten Ichbindiegroßmutterverziehdichbloßganzschnellduböserwolf-Gesicht. Also jedenfalls diese Dickmadam, die Ihr bestimmt vom Fernsehn kennt, weil sie hat auch mal an einer Fernsehdiskussion über Euern toten Vater teilgenommen, und die in der selben Partei ist, in der auch Euer toter Vater war, die hat einmal als Schulsenatorin von Westberlin gesagt, daß man Kinder nicht für politische Machenschaften wie den Frieden mißbrauchen darf, und den Lehrerinnen und Lehrern, die den Kindern im Unterricht erzählen wollten, wo die Kriege herkommen und wo sie hingehen, denen hat sie gesagt, Krieg und Frieden und Politik überhaupt und solche Sachen seien für Kinder noch nichts, das sei genau so wie im Kino, wo’s auch Jugendverbot gibt für gewisse Filme, und so gebe es halt auch im Unterricht Jugendverbot für Politik und so. Und dann sagte sie den Lehrerinnen und Lehrern noch, wenn sie das nicht nachließen, Frieden und so im Unterricht, dann hagele es Verweise in die Personalakte hinein. Weil Politik habe nun einmal in der Schule nichts zu suchen. Aber Ihr, Kinder, wißt es, von wegen politisches Jugendverbot, leider, besser. Ihr steckt, und das nicht erst seit dem Tod Eures Vaters, mitten drin in der Politik. So können wir also von gleich zu gleich reden. Und da will ich auch gleich zur Sache kommen. Euer Vater ist tot. Und nun habt Ihr ja Euern Vater auch gern gehabt und geht mindestens einmal im Jahr, nämlich an seinem Todestag, auf den Friedhof. Und das ist gut so. Aber Ihr dürft an keinem Todestag Eures Vaters vergessen, Euch nach der Blumenablage und der stillen Einkehr auf den Weg nach Hamburg zu machen (das kannst Du ja organisieren, Maike, Du bist die Älteste), wo es einen Verlag gibt und eine Zeitung, die den Leichnam Eures Vaters mit den Zeilen »Barschel ohne Herz und Hirn begraben« noch einmal erschlagen hat. Ihr werdet die schäbigen Säcke, die diesen Dreck erbrochen haben, hinter dem Schirm der Feigheit nicht treffen. Ihr werdet also lediglich mit Gewalt gegen Sachen Ehre für Euern toten Vater einlegen können. Also, Barschel-Kinder, an jedem Todestag Eures Vaters fahrt Ihr nach Hamburg und pißt ans Springerhaus. Wie Ihr hier seht, ist das ganz einfach. Ihr pißt einfach ans Springerhaus. Und wenn Euch danach sein sollte, geht ruhig rauf in die Redaktion und pißt ihnen in die Schreibmaschine. Denn, Kinder, wo solcher Dreck herrscht, gehört ein Strahl daher. Pißt, Barschel-Kinder, pißt ins Hamburger Springerhaus. Der HERR und der Bischof von Lübeck und Holstein Professor Dr. Ulrich Wilkens werden mit Euch sein.

Konkret 12/87, S. 69

Michael Nungesser

»Wie schön ist das Leben, wenn es uns von seinen Reichtümern schenkt«

Frankfurt zeigt Mexikanische Kunst des 20. Jahrhunderts

Der westdeutsche Kunstausstellungsbetrieb läuft auf Hochtouren. Kunst ist via Tourismus zum wirtschaftlichen Faktor geworden. Erfindungsreichtum bei der Themenwahl ist gefragt. Alle Variationen von »Kunst und...« sind in den letzten Jahren durchgespielt worden, von Kunst und Musik, Kunst und Bühne, Kunst und Auto, Kunst und Sport undsoweiter. Daneben gibt es die nationale Schiene, wie Kulturverweser das nennen würden. In London und Stuttgart »Deutsche Kunst des 20. Jahrhunderts«, dann kürzlich englische, und weitere Länder sollen folgen.

Unabhängig von dieser Reihe wird nun in Frankfurt ein Land vorgestellt, dessen moderne Kunst hier eine Entdeckung sein dürfte, ist sie doch bisher auch von den Kunsthistorikern wenig beachtet oder als exotisches Kurzkapitel behandelt worden. Vom 5. Dezember bis zum 28. Februar 1988 zeigt die Schirn Kunsthalle Frankfurt – einer der zahlreichen neuen Kulturpaläste, dessen riesige Hallen schwer zu nutzen sind – die Ausstellung IMAGEN DE MEXICO: rund 320 Gemälde, Zeichnungen und Druckgrafik von über 50 Künstlern vom Ende des 19. Jahrhunderts bis circa 1960, Volkskunst, Fotografien und eine Ton-Bild-Schau, die alle zusammen ein »Bild von Mexiko« geben, das Mexikanische der mexikanischen Kunst zeigen sollen. Das Konzept dieser nach der Eröffnungsausstellung im Februar vorigen Jahres zweiten Eigenproduktion der Schirm geht auf die Museumsdirektor Erika Billeter aus Lausanne zurück, die in Mexiko von der Kunstwissenschaftlerin Alicia Azuela unterstützt wurde.

Ein kurzer Blick zurück gibt zu erkennen, daß moderne mexikanische Kunst im westlichen Deutschland nicht zum ersten Mal gezeigt wird. Den Anfang machte die Neue Gesellschaft für bildende Kunst in West-Berlin mit der Ausstellung »Kunst der mexikanischen Revolution/Legende und Wirklichkeit« . Der linke Berliner Kunstverein, der damals systematisch die Geschichte einer »art engagé« aufarbeitete, von der 1848er Revolution bis zur portugiesischen »Revolution der roten Nelken«, ließ 1981 zeitgenössische mexikanische Künstlerinnen und in diesem Jahr in Zusammenarbeit mit der Staatlichen Kunsthalle die von Detroit übernommene Diego-Rivera-Retrospektive folgen. Dazwischen liegen die José Clemente Orozco-Ausstellung (1981 von der Leibniz Gesellschaft für kulturellen Austausch aus Mexiko übernommen) und das »Horizonte-Festival« von 1982 mit »Wand Bild Mexico« in der Nationalgalerie und Frida Kahlo und Tina Modotti im Haus am Waldsee. Neben der Beschränkung auf Berlin war es der Schwerpunkt Wandmalerei/politische Grafik und – im Rahmen der Frauenbewegung – die Entdeckung des Werkes von Frida Kahlo, die das bisherige Mexikobild bestimmten.

In Frankfurt soll nun – wie es im Untertitel heißt, »der Beitrag Mexikos zur Kunst des 20. Jahrhunderts« in allen bildnerischen Bereichen demonstriert werden, wobei die Darstellung von Kino, Architektur und Skulptur (letztere scheint nicht vorgesehen) dem Katalog überlassen bleibt. »Mexiko ist innerhalb des lateinamerikanischen Kontinents das einzige Land, das eine eigenständige moderne Kunstgeschichte geschrieben hat«, teilt eine Vorankündigung mit. Das dürfte im großen und ganzen wohl zutreffen; man sollte aber auch nicht vergessen, daß solche Urteile aus der Sicht Westeuropas und der USA gefällt werden, und daß dieser Kontinent, den wir der sogenannten »Dritten Welt« zuordnen, mit dem ökonomischen Überleben (Brasilien und Mexiko sind die beiden am höchsten verschuldeten Länder der Erde) kämpfen muß, die geballte Macht des nördlichen Nachbarn im Nacken.

Künstlerischer Erfolg mißt sich fast immer an der Nähe zum New Yorker oder Pariser Kunstmarkt, verbunden mit der Übersiedelung (oder Emigration) nach oder Zweitwohnung in den USA oder Westeuropa, wie es die wenigen international bekannten lateinamerikanischen Maler vor Augen führen: Matta aus Chile, Botero und Caballero aus Kolumbien, Lam aus Kuba oder die kinetischen Künstler der sechziger Jahre, die Venezolaner Soto Cruz-Diez und Otero und die Argentinier Le Parc und Tomasello. Andere Künstler – Ausdruck der politischen Dualität auch in der Rezeption von Kunst – sind eher im Osten bekannt: Guyasamin aus Ekuador oder Venturelli aus Chile, zum Teil gilt dies auch für die Mexikaner. Zahlreichen Buchpublikationen der DDR über moderne mexikanische (Wand-)Malerei stehen im Westen nur die Ausstellungskataloge der letzten Jahre gegenüber. Bei bundesrepublikanischen Gesamtausstellungen mit Kunstschätzen aus Mexiko, standen die den Touristen bekannten Zeugnisse indianischer Frühkulturen im Mittelpunkt, die Moderne bildete einen Appendix.

Daß Mexiko im 20. Jahrhundert eine solche Kunstblüte erlebte, hat seine Hauptursache in der Revolution, oder wie Octavio Paz schreibt: »Die mexikanische Malerei ist das Ergebnis des Zusammenfließens zweier Revolutionen. . .: der sozialen Revolution in Mexiko und der artistischen im Abendland.« Die Revolution von 1910 befreite das seit hundert Jahren zwar aus spanischer Kolonialherrschaft entlassene, aber seit rund dreißig Jahren unter der vom Ausland gelenkten Diktatur des Porfirio Diaz leidende Land von dessen blutiger Fuchtel. Eine demokratische Verfassung wurde erlassen, das Elend der vorwiegend indianischen Landbevölkerung und der Analphabetismus bekämpft, die Industrie teilweise nationalisiert, doch die Reformen erstarrten bald in internen Machtkämpfen, Zapatas sozialrevolutionäre Forderungen wurden nie erfüllt. Die seit Jahrzehnten regierende »Partei der institutionalisierten Revolution«, die jede Opposition zur

Bedeutungslosigkeit degradiert, hat eine zweifelhafte »Modernisierung« des Landes erreicht und Mexiko eine im Vergleich zu südamerikanischen Diktaturen relative Stabilität im Kreise der kapitalistischen »Schwellenländer« verschafft.

Die Kunst der Revolution, die für Mexiko zur Herausbildung seiner nationalen Identität wesentlich beigetragen hat, speist sich aus vielen Quellen. Gerade darin, in der fortdauernden Präsenz der verschiedenen Kulturen – der indianisch-frühkulturellen, der mestizischen und europäisch-kolonialen – besitzt diese Kunst ihre besondere Faszination. Direkter Einfluß kam von der bis ins 19. Jahrhundert lebendigen Tradition der zumeist anonymen Altar- und Votivbilder (retablos und ex votos), der neben dem Akademismus bestehenden Volkskunst eines Bustos oder Estrada und der Darstellung der mexikanischen Landschaft durch José Maria Velasco (1840-1912), die von Gerardo Murillo, genannt Dr. Atl (1875-1964), dem Agitator der künstlerischen Revolution, fortgesetzt wurde.

Neben Saturnino Herran (1887-1918), der in den Revolutionsjahren »Unsere Götter« zeichnete, ein Amalgam aus Coatlicue, der indianischen Erd- und Todesgöttin, und dem gekreuzigten Christus, war es vor allem der Grafiker José Guadalupe Posada (1825-1913), der mit seinen »calaveras« in der Tradition der politischen Grafik des 19. Jahrhunderts ein mexikanisches Universum schuf und zum Vorläufer der mexikanischen Moderne wurde. André Breton bemerkte über ihn in seiner »Anthologie des schwarzen Humors«, daß nach Hogarth und Goya der »Sieg des Humors in reiner, voller Gestalt auf dem Gebiet der bildenden Künste« erst bei Posada zu finden sei. In dem Werk dieses volkstümlichen Karikaturisten zeigt sich wie in keinem anderen die Allgegenwart des Todes (calavera = Totenschädel oder -gerippe) in Mexiko, über die der deutsche Emigrant Paul Westheim schrieb: »Die psychische Belastung, die dem Dasein des mexikanischen Menschen den tragischen Unterton gibt – heute, wie vor 2000 und 3000 Jahren, ist nicht die Furcht vor dem Tode, sondern die Lebensangst, das Bewußtsein, mit unzureichenden Verteidigungsmitteln einem Dasein voller Fährnisse, voller Dämonie ausgesetzt zu sein.« Posadas tausendfache Metallschnitte kommentierten zusammen mit den zugehörigen Texten und corridos (Balladen) von Schriftstellern und Journalisten mit Fantastik, Humor und Sarkasmus das Alltagsleben des Mexikaners als auch die sozialen Kämpfe seiner Zeit.

Die Wandmalerei, die sich vor allem mit den Namen von José Clemente Orozco (1883-1949), Diego Rivera (1886-1957) und David Alfaro Siqueiros (1896-1974) verbindet, war ein genuines Kind der Revolution, Inbegriff der »Mexikanischen Renaissance«. Als öffentliches, Geschichtsbewußtsein förderndes, aber auch neue Mythen bildendes Medium, beherrschte sie vor allem die zwanziger und dreißiger Jahre sowie als Außenwandgestaltung auch die fünfziger Jahre; in zumeist dekadent-opportunistischer Form existiert sie bis heute fort. In der Ausstellung wird die Wandmalerei durch Entwurfszeichnungen vertreten sein, neben den drei Genannten auch von Fernando Leal und Juan O'Gorman. Als Besonderheit werden vier Fragmente von Fresken zu sehen sein – das Gebäude wurde zerstört – , die von Pablo O'Higgins, Fernando Gamboa, Alfredo Zalce und Leopoldo Méndez gemalt wurden, einer Gruppe der LEAR, der in den dreißiger Jahren existierenden antifaschistischen Künstler- und Schriftstellerorganisation.

Zu der der Wandmalerei verbundenen »Escuela mexicana de Pintura« (Mexikanische Schule der Malerei), die weniger historische Ereignisse denn Landschaft und Mensch, Alltag und Stilleben in einem mit einfachen, großzügigen Formen eines bisweilen auch magische Züge tragenden Realismus darstellen, gehören in unterschiedlicher Weise Maler wie wie Raul Anguiano, Olga Costa, José Chavez Morado, Jesus Guerrero Galvan oder O'Higgins. Auch die in den dreißiger Jahren gegründete »Taller de grâfica popular« (Werkstatt für volkstümliche Grafik) mit ihrem langjährigen Leiter Leopoldo Méndez (1902-1969), die die politische Flugblattgrafik in der Tradition Posadas belebte und auf ein im 20. Jahrhundert unvergleichbares künstlerisches Niveau erhob, gehört in diesen Zusammenhang.

So verschieden die künstlerischen und politischen Ansichten der »drei Großen« waren, Orozcos expressiv-sarkastischer Anarchismus, Riveras Indianismus und naturmetaphorische Utopik und Siqueiros' dynamisches Pathos der Befreiung, ihre Dominanz und ihr Anspruch, den Siqueiros 1944 in dem manifestartigen Text »No hay mas ruta que la nuestra« (Es gibt keinen anderen Weg als den unsrigen) apodiktisch zum Ausdruck brachte, rief schon früh Widerspruch hervor. So entstanden die »Grupos de Contracorriente« (Gegenströmung) und »Contemporaneos« (Zeitgenossen), die mehr das Intime, Subjektive, Naive, Traumhafte darstellten und sich mehr den Avantgardeströmungen des Auslands öffneten (auch Rivera malte in Europa viele Jahre kubistisch), ohne, wie der aus Guatemala stammende Carlos Mérida (1893-1984) oder Rufino Tamayo (geb. 1899), indigene Bildtraditionen aufzugeben. Eine dem Surrealismus verwandte, aus der Volkskunst gespeiste, die eigene Existenz reflektierende Malerei verbindet das Werk der Malerinnen Maria Izquierdo (1908-1955) und Frida Kahlo (1910-1954), die hier zu einer Kultfigur der Frauenbewegung wurde.

Abstrakte Tendenzen gewannen hauptsächlich nach dem Zweiten Weltkrieg an Bedeutung, gleichzeitig mit dem Anwachsen des Kunstmarktes, der die mäzenatische Rolle des Staates allmählich ablöste. Die Anfänge finden sich schon bei Mérida, setzen sich bei Tamayo und Juan Soriano (geb. 1930) fort, und finden sich in jeweils eigen ausgeprägter Form etwa bei Manuel Felguerez (geb. 1928), der in den sechziger Jahren auch mit reliefartigen Material-Wandbildern hervorgetreten ist, und Gunther Gerzso (geb. 1915), dessen geometrische Farbbilder zugleich eine goße lyrische Qualität besitzen. Unterschiedliche figurativ-expressive Tendenzen finden sich in den Arbeiten von Alberto Gironella (geb. 1929), Arnold Belkin (geb. 1932) oder José Luis Cuevas (geb. 1934), dem enfant terrible der mexikanischen Kunst, dessen

kafkaeskes zeichnerisches Werk voller Monstren stark vom Kino beeinflußt ist. Besonders gefeiert wird in Mexiko seit Jahren Francisco Toledo (geb. 1938), der mit seiner Malerei eine besonders attraktive Mischung aus Exotik, Erotik und Magie zu bereiten versteht.

Die bis heute lebendig bleibende figurativ-realistische Grundströmung, die den Menschen in den Mittelpunkt stellt, die Sinnlichkeit und Fantastik der Form und die Leuchtkraft der Farbe, sind Kennzeichen der mexikanischen Kunst des 20. Jahrhunderts. Archaische und mythische Elemente finden sich in ihr mit der Selbstverständlichkeit, mit der sie auch die mexikanische Realität bis heute bestimmen. Etwas Kraftvoll-Anrührendes ist ihr ebenso zueigen wie der Sinn für Tragik. Das kollektive Experiment einer öffentlichen, im vollen Wortsinne »bildenden« Kunst auf den Wänden des Landes – und als Experiment noch voller Zukunft – wie auch eine die Künste vereinende Gestaltung der Stadt, wie in der Universitätsstadt und dem (zum Teil durch das Erdbeben von 1985 zerstörten) Verkehrsministerium in den fünfziger Jahren in Ansätzen verwirklicht, hat weltweit Einfluß ausgeübt und die Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts um ein wichtiges Kapitel bereichert.

Zur Ausstellung wird ein umfangreicher Katalog mit Farbabbildungen aller ausgestellten Werke und zahlreichen Essays zur mexikanischen Kunst erscheinen. Die Ausstellung wird nur in Frankfurt gezeigt

Literatur

Katalog José Clemente Orozco 1883- 1949, Berlin 1981

Helga Prignitz: TGP Ein Grafiker-Kollektiv in Mexico von 1937-1977, Berlin 1981

Hayden Herrera: Frida Kahlo, Malerin der Schmerzen, Rebellin gegen das Unabänderliche, Bern, München, Wien 1983

Olav Münzberg/Michael Nungesser: Geburt der mexikanischen Wandmalereibewegung in den frühen zwanziger Jahren. Berlin 1984

Octavio Paz/Jacques Lassaigne, Rufino Tamayo, München 1985

Katalog Diego Rivera 1886- 1957 Retrospektive, Berlin 1987

Konkret 12/87, S. 72

Otto Köhler

Sauberkeit und Hygiene

Der fürchterliche Historiker Ernst Nolte kann es nicht lassen Schon wieder hat er zwei neue Bücher vorgelegt. Die Inhalte sind die alten.

Den Endsieg des Historikers Ernst Nolte kann nur noch die Sowjetarmee verhindern, wenn Gorbatschow Panzer gegen seine Lehrmeinung rollen läßt. Das glaubt Nolte fest: »Ich bin nur einer der Sprecher einer internationalen Tendenz, die sich eines Tages durchsetzen wird, sofern nicht die Sowjetunion ihre Sicht der Dinge mit militärischer Gewalt dem Rest der Welt aufzwingen wird.« Nolte hat jetzt gleich zwei Bücher vorgelegt: Für 19,80 Mark die 192seitige Antwort an seine Kritiker unter dem Titel »Das Vergehen der Vergangenheit« bei Ullstein – ein Sammelband, der unter anderem auch seine zänkischen Oberlehrer-Briefe an israelische Historiker-Kollegen und Journalisten enthält. Und beim Schwester-Verlag Propyläen sein 616seitiges Mammut-Werk »Der Europäische Bürgerkrieg 1917-1945«.

Die beiden Kernsätze, mit denen er den Historikerstreit auslöste, sucht Nolte müheselig zurechtzurücken. Da ist der eine: Hitler habe auch gute Gründe gehabt, vom Vernichtungswillen seiner Gegner überzeugt zu sein, weil ihm Chaim Weizmann offiziell für die Juden der Welt im September 1939 den Krieg erklärt habe. Noltes Nachbesserung jetzt in seinen beiden neuen Büchern: Es wäre doch gut gewesen für die Juden, wenn Hitler sie wie eine Kriegspartei behandelt hätte, denn dann hätte er sie nach dem Völkerrecht nur internieren, aber nicht vernichten dürfen.

Der zweite Kernsatz war die uneigentliche Frage, ob der Archipel Gulag nicht ursprünglicher als Auschwitz sei und ob Hitler eine »asiatische« Tat nur deshalb vollbrachte, weil er sich selbst als Opfer einer »asiatischen« Tat betrachtete. Hier wird nur wenig zurechtgerückt – ja, gewiß, Auschwitz sei schon einzigartig gewesen – und um so kräftiger nachgelegt. Die Frage sei bis heute »nicht verläßlich entschieden«, ob Hitler nicht doch einen »Präventivkrieg« geführt habe. Die atemberaubende Argumentation: Die sowjetischen Truppen seien deshalb vom deutschen Angriff so überrascht gewesen, da es »sein könnte, daß Stalin als der Überfallene und das ahnungslose Opfer einer ruchlosen Attacke dastehen wollte, weil er unter dieser Voraussetzung eine bedingungslose Hilfeleistung durch Großbritannien und die USA erwarten durfte«. Zur neuen Sicht der Vergangenheit gehört auch die Einsicht, daß wir »zwar beispiellose Verbrechen begangen haben, aber daß 'wir' auch außerordentliche militärisch-industrielle Leistungen vollbrachten und unsere Fahnen vom Nordkap bis Tunis aufpflanzten.«

Tadelnswert ist allerdings für Nolte an den »Aktionen der Einsatzgruppen« gegen die Juden, daß »nicht nur die Bürgerkriegsproportion des 1:100« – Nolte meint, für einen eigenen Toten darf man rechtens 100 Geiseln umbringen – »nicht selten überschrittten wurde« und »daß man die Partisanen oder die Vernichtungsbataillone der Roten Armee ohne jede weitere Prüfung mit den Juden identifizierte.«

Natürlich bestreitet Nolte, Antisemit zu sein. Er vertritt nur die alte These aller Antisemiten, die Juden seien selber schuld am Antisemitismus. Heinz Galinski hat ihn kritisiert, weil seine These von der jüdischen Kriegserklärung an Hitler aus dem Abgrund der billigsten und schmutzigsten neonazistischen Propaganda stamme? Das wird, Nolte bedauert das kühl, die Judenschaft büßen müssen: »Ich gestehe in aller Aufrichtigkeit«, schreibt Nolte, »daß mir die innere Möglichkeit eines neuen 'Antisemitismus'... nie so deutlich gewesen ist wie nach der Lektüre des Artikels, den der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Berlins, Heinz Galinski, im Januar 1987 ausgerechnet in den DDR-nahen Blättern für deutsche und internationale Politik veröffentlicht hat.« Jüdischer Bolschewismus, ganz klar. Dessen Opfer Nolte weiß auch genau, daß sich »die Kritik von israelischer bzw. jüdischer Seite« in der Historikerdebatte, »fast ausschließlich gegen mich« richte. Und er ist ehrlich empört über den gemeinen Verrat, den deutsche Historiker an ihm üben, die »anscheinend nichts dabei« fanden, »an einem Symposium über den 'deutschen Sonderweg' in Jerusalem teilzunehmen«, zu dem er, Ernst Nolte, nicht geladen war.

Und da ist ja noch Tucholsky. »Was würde«, fragt Nolte in einem Brief an die Juden, »in Israel die Folge sein, wenn dort lebende Ausländer oder auch Palästinenser und Intellektuelle dauernd in der großen Öffentlichkeit über 'unhaltbare politische Zustände' in Israel und über die 'Unfähigkeit' der Israelis reden würden?« Tucholsky »und seinesgleichen« haben, das schließt Nolte aus dieser Frage, eine »erhebliche Mitschuld am Untergang der Weimarer Republik«. Zugleich eröffnet Nolte seinen israelischen Briefpartnern, was er zuvor schon in einer Jubiläumsschrift für den FAZ-Herausgeber Joachim C. Fest geschrieben hat, daß die Juden, wenn sie mal objektiv sind, in Hitler den Mann sehen könnten, »der wider seinen Willen am meisten zur Entstehung Israels beigetragen« habe. Soll heißen: Tucholsky und seinesgleichen zerstörten die Demokratie von Weimar, Hitler aber hat den Juden zum Staat Israel verholfen.

»Das Vergehen der Vergangenheit«, nennt Nolte seine Kampfschrift, die das Judenerschlagen zum tolerierbaren Sprichwort erklärt und Auschwitz auf Tucholsky zurückführt. Daß die Vergangenheit endlich vergehe, er betreibt es mit allen Mitteln. Er übersieht: Auschwitz kann nicht Vergangenheit, kann nicht Geschichte werden, weil es Vergleichbares in der Geschichte nicht gegeben hat.

»Von jenem Kind, das das Lager überlebte, aber nur noch essen konnte, was man zuvor auf den Boden warf, heißt es jenseits aller Sprachen, die so etwas als verhaltensauffällig bezeichnen, es habe seinen Platz in der Welt verloren.« Dieser Satz steht im Vorwort des ersten deutschen Bandes der »Auschwitz-Hefte«, die seit 1961 als Beilage der »Przeglad Legarski« (Medizinische Rundschau) in Krakau erscheinen und bis heute keinen westdeutschen Verleger gefunden hätten, wenn nicht Jan Philipp Reemtsma und seine Stiftung, das Hamburger Institut für Sozialforschung, für eine Auswahl gesorgt hätten, die soeben erscheint (»Die Auschwitz-Hefte«, 2 Bände im Großformat, Beltz Verlag Weinheim, je 328 Seiten, zusammen 168 Mark). Die Auschwitz-Hefte sind das Ergebnis systematischer und auf Erinnerungen oder Befragungen überlebender Häftlinge beruhender Forschungen, die durch Vergleich mit Dokumenten der Aussagen untereinander wissenschaftlich abgesichert sind. Themen: das Verhältnis der Opfer zu ihren Peinigern, die Geschichte der Krankenreviere, die medizinischen Experimente an Menschen, der Hunger im Lager, die Träume der Gefangenen, die Lagersprache, die Vernichtung durch Arbeit, die Befreiung der Überlebenden und die Spät-Folgen der KZ-Haft.

Ich stelle mir Ernst Nolte vor beim Lesen dieser Berichte, wenn er sie läse. Könnte er sich vorstellen, daß er anstelle des Leichenträgers Josef Weber hätte wahrnehmen müssen, daß »die Körper aufgedunsen, geschwollen und bläulich, die Gesichter verzerrt waren und die Augen aus den Höhlen traten; beim Herausziehen ging die Haut der Toten in Lappen ab und rutschte in den Händen, so daß man Gürtel zum Herausziehen nehmen mußte.« Hätte Nolte, dem die Haut der ermordeten russischen Kriegsgefangenen an der eigenen Hand kleben bliebe, wie dem Hilfspfleger Karol Sienek, hätte solch ein Nolte noch niedergeschrieben, daß Auschwitz nur eine Kopie des Archipel Gulag sei, hätte er es gewagt, triumphierend einen aus den Erinnerungen einer Exkommunistin herausgerissenen Satz zu zitieren: »Margarete Buber-Neumann, welche 1939 vom NKWD zusammen mit vielen anderen ehemaligen Kommunisten der Gestapo ausgeliefert wurde, stellte sich ungläubig die Frage 'Und das soll ein Konzentrationslager sein?', als sie in das Konzentrationslager Ravensbrück gebracht wurde und die Blumenrabatten erblickte, die gleich hinter dem Eingang angelegt waren.« Hätte er immer noch den Ex-Kommunisten Karl Albrecht zitiert, der bei seiner Auslieferung von der GPU an die Gestapo in seinem neuen Gewahrsam »vor allem 'die musterhafte Hygiene und Sauberkeit' wahrnahm«?

Konkret 12/87, S. 74

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Wenn königliche Hoheiten in die Republik kommen, darf der Feuilleton-Redakteur in den Leitartikel:

Dafür erlebte man all das, woran sich das Herz erfreuen kann. Charles flog das Flugzeug persönlich über den Kanal. Bei der Ankunft beglückte Lady Di mit einem butterblumengelben wadenlangen Mantel. Kein Fernsehautor, kein Hörspielregisseur, kein findiger Reporter muß nachhelfen, um uns sieben Tage lang ein Märchen zu erzählen: das Märchen vom schönen Königssohn und der Prinzessin mit den strahlenden Augen. Lunch beim Bundespräsidenten, Tee beim Kanzler – so märchenhaft kann Politik sein.

Hat die Prinzessin einen der beiden Frösche wachgeküßt? Das nun nicht, denn es ist ein reales Märchen:

Und was wäre Politik ohne solche realen Märchen ? Viel zu sehr ist sie ohnehin im Pragmatismus ergraut, in Ränken verdüstert. Ein paar Theaterfarben tun ihr gut. Nicht, um Abgründe zu übertünchen,

wie den, daß im Nebenzimmer der Feuilletonisten vor Jahresfrist noch der Kollege Rainer Pfeiffer saß,

sondern um uns gelegentlich daran zu erinnern, daß auch – und vor allem? – Politik der Träume bedarf,

von persönlich fliegenden Prinzen und butterblumengelben wadenlangen Mänteln,

und des Hinweises darauf, welcher Art die Sehnsüchte der Menschen sind: Bereicherung und Erhebung.

Daß die Menschen, die die »Welt« lesen, redigieren und verlegen, mehr noch als nach Theaterfarben sich nach Bereicherung sehnen, hätte der Erinnerung durch den Redakteur Schmidt-Mühlisch entbehren können. Er hat es freilich ganz anders gemeint und nicht bedacht, daß zwischen der erhebenden Lüge und der lächerlichen Wahrheit ein kürzerer Weg ist als von der Feuilleton-Redaktion in die Anzeigenabteilung .

Von anderen »Anfechtungen eines Standes« erzählt die gute Fee Marion Dönhoff:

Der Journalist soll Sachkompetenz und Sprachbegabung besitzen, Gespür haben, Intuition und Ausdrucksfähigkeit – aber niemand lehrt ihn, innerhalb welchen Spielraums er dies alles einsetzen darf oder bis an welche Grenze er seine Nachforschungen treiben kann, wo der Journalist aufhört und der Mensch beginnt.

Die gute Fee will uns wohl verscheißern: Wo der Journalist, diese Promenadenmischung aus Kompetenz, Begabung, Gespür, Intuition und Ausdrucksfähigkeit aufhört – dort beginnt der Mensch. Was gibt's da noch zu lehren?

Es war einmal ein Reporter, der in der »Frankfurter Rundschau« die schwere Not der Gastronomie beim Berliner Sechstagerennen beschreiben sollte:

Jahrelang schlummerte diese in verpachtetem Dornröschenschlaf, das mangelhafte Angebot von Buletten, Bier und Wiener Würstchen verhinderte den Sprung in die Gewinnzone.

Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und löste den Pachtvertrag. Dornröschen schlug die Augen auf und blickte ihn ganz freundlich an. Und die Pferde im Schlachthof standen auf und rüttelten sich, das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte die Würstchen; die Buletten fingen wieder an zu brutzeln und der Chefredakteur gab dem Reporter eine Ohrfeige, daß er schrie. Und da wurde die Hochzeit des Dornröschen mit dem schönen Prinzen Hareico gefeiert, und sie sprangen in die Gewinnzone. Und wenn sie nicht nicht verpachtet haben, verdienen sie noch heute.

Schwierige Übung:

Es wäre eine Illusion zu glauben, die Weltgeschichte höre auf, bloß weil sich die Bundesrepublik der Nabel- und Eingeweideschau hingibt. Aber es kann nicht das Alpha und Omega westdeutscher Politik sein, den Kopf in den Sand zu stecken,

um Alpha und Omega, Nabel und Eingeweide zu schauen. Ob er vielleicht doch trinkt, der Theo?

Strickstunde mit Adriadne Freud im Feuilleton der »Welt«:

Renate Küsters Rolle ist recht undankbar: Als Wollsocke vom Dienst beschwört sie wie ein roter Faden immer wieder die Flucht ins Über-Ich, ohne daß sie dabei ernstlich die Zähne zeigt.

Aber die Zehen!

Besondere Zuneigung zum Monopolkapital habe ich mir nie nachsagen lassen müssen – aber wenn der Chefredakteur der Illustrierten »Stern« uns »eine Welt« herbeiwünscht,

in der Gedichte mehr bewirken als Politikerreden, André Heller soviel Einfluß hat wie die Deutsche Bank,

vergreif' ich mich noch an den Sparbüchsen meiner Kinder, um dem Herrhausen aus der Krise zu helfen.

Gerhard Mayer-Vorfelder, der mit seinem Namen dreifach geschlagene Kultusminister, gibt die Hiebe weiter, indem er die ihm ausgelieferten Schüler des Landes »Deutschland, Deutschland über alles« auswendig lernen läßt und sich auch selbst in der geliebten Sprache versucht:

Der Pokal hat seine eigenen Gesetze – mit diesem einfachen Satz kann man sicherlich ganz gut erklären, warum der DFB-Pokal in den letzten Jahren wieder zunehmend an Bedeutung gewonnen hat. Es vergeht ja auch tatsächlich kaum ein Jahr, ohne daß nicht wenigstens eine Bundesligamannschaft vorzeitig ausscheidet... Und wenn dann die erwartete Niederlage kommt, so ist das nicht so schlimm, wie wenn man gegen einen Amateurverein ausscheidet.

Und wenn die Liebhaber des Vereinsdeutschen dann nicht so deutsch können, und kaum ein Satz vergeht, ohne daß nicht wenigstens die Sprache abnehmend an Bedeutung verliert, ist es nicht so schlimm, wie wenn sie deutsch wollen, aber mir reicht's trotzdem.

Dreißigtausend Mark wollte ich ausgeben, damit das endlich aufhört:

Diese Fittiche des Schweigens schwingen über dem gesamten Werk, tragen die Romane und Erzählungen ins Unheimliche...Auf dem Zottelpferdchen seiner Phantasie zuckeln wir gemächlich, heiter und bösartig-dumm in den Untergang.

Warum auch gemächlich und heiter? Und wenn er meint, ich sähe ihn lieber unter Fittichen des Schweigens und auf dem Zottelpferdchen der Phantasie als im Intercity »Torquato Tasso«, irrt der Raddatz.

Über die »Jahreskonferenz des European Women's Management Development Network« schreibt eine Christine Demmer in der »Frankfurter Allgemeinen«:

Die erfolgreiche »Berufsfrau« der achtziger Jahre trägt, wie die Mehrzahl der im Hotel »Metropole« anwesenden Managerinnen bewies, ein dezent gemustertes Deux-Pièce mit Schleifenbluse – und Führungsverantwortung.

Wird die Führungsverantwortung zum Deux-pièce über der Schleifenbluse getragen oder drunter? Und in lachsfarben oder gar in schwarz, damit der Manageringatte fragen kann: Is was mit Developa?

Junge Huren - alte Betschwestern:

Das Land Nordrhein-Westfalen dankt Willi Weyer für seine großen Verdienste um Land und Bürger. Sie wird ihm ein ehrendes Gedächtnis bewahren.

Am Grab werden sie alle zu Feministen.

Der frühere Bundeskanzler und amtierende »Zeit«-Verleger H. Schmidt kann nun mal aus seinem Herzschrittmacher keine Mördergrube machen:

Wenn wir glauben dürfen, daß unsere Politiker sich bemühen, dem kategorischen Imperativ Immanuel Kants zu folgen, dann sind sie glaubwürdig.

Sie sollen nach Maximen handeln, von denen sie wollen können, daß sie allgemeine Gesetze würden, indem sie etwa – um ein konkretes Beispiel zu wählen – eine Partei, deren Programm eine grundsätzliche Veränderung des Gesellschafts- und Wirtschaftssystems verspricht, so führen, daß sie anschließend den Dank eines christdemokratischen Verlegers in großen Scheinen kassieren können. Eben: Immanuel Kant.

Konkret 01/88, S. 72

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Alice! Emma!

Viel habt Ihr beiden schon erreicht auf Euerm Kreuzzug Contra Porno. Erst drosseltet Ihr die Bandgeschwindigkeit in den südkoreanischen Billighemdenfabriken, dann schipptet Ihr den halben Meter Neuschnee, der der Hunsrücker Bäuerin morgens um halb fünf den Gang zum Stall erschwert hätte, weg, dann rottetet Ihr Pornophänomene wie das Rasierwasserschnuppern weiblicher Models an den Wangen männlicher Models in Film und Fernsehen, die Zeitschrift »Freundin«, die diamantbesetzten Fußfesselreifen von Bulgari, die Dessous-Collection von La Perla und die 3000-Dollar-Schühchen aus Samt mit dekorativer Perlenstickerei von Susan Bennis und Warren Edwards, aus. Nun sollen (Höhepunkt, Höhepunkt!) Frau Strauß-Hohlmeier, Frau Wörner, Frau Drombusch, die Schwarzwaldkliniklernschwester Gabi ebenso wie die Bäuerin im Hunsrück, die Ehefrau des arbeitslosen Stahlwerkers gradso wie das von Graeter in der Bild-Zeitung halbfett hervorgehobne weibliche Begleitpersonal der Münchner Bänker, Brauer, Waffenschieber und Schallplattengrossisten »den Pornografen eine kleben« dürfen. Und damit die vorgenannten, von Pornografie »zerstückelten« Frauen nicht erst selber einen Contra Porno-Aufkleber in mühevoller Hand- und Hausarbeit ausschneiden, anmalen und einleimen müssen, bietet ihr ihnen einen Contra-Porno-Aufkleber namens porNo zu einem mengenrabattgestaffelten Preise an. Ich find das supertoll! Trotzdem muß ich Euch fragen: Was haltet Ihr neben Porno und Contra Porno vom Plagiat? Ja, vom Plagiat. Denn lang lang ago vor Euch hab ich nämlich den »Kampfbund gegen Pornografie« gegründet, wie Ihr in meinem von Kahl bebilderten »Poesie und Prosa Armageddon - Hirnverbranntes und Feinziseliertes«, Zinnober Verlag) leicht nachlesen könnt. Ich bin nicht unbedingt geil auf Urheberschaft und so, also daß ich jetzt neidisch greine 'Wer zuerst kommt, mahlt zuerst', ich plärr auch nicht, bloß weil Ihr meine Musik spielt, gema, gema! Nein, ich will lediglich der korrekten Geschichtsschreibung wegen (eines nicht fernen Tages ist die Pornografie ebenso hin wie heute schon die dreiköpfige Hydra Saufen/Rauchen/Kartenspiel, und dann fragen sich die Nachgeborenen: Sag mal, wer hat eigentlich damals primär dran gedreht?) hiermit festgehalten wissen: Erfunden hat das Contra Porno meine bescheidene Wenigkeit. So. Und nun könnt Ihr meinetwegen - weitermachen!

Cornelia Filter c/o Emma!

Auf einer ganzen Seite machst Du mich im Dezemberheft der EMMA zum menschlichen Schwein. »Altkomiker« sei ich, »linker Altherrenwichser, der drei Tage lang ungestört auf der Frauenseite der 'taz' wichsen durfte, und weder die emanzipierte Schriftstellerin Elfriede Jelinek, die in ihren Büchern ansonsten Wichser eiskalt abserviert, noch Gabriele Goettle, die Ex-Herausgeberin der superradikalen Literaturzeitschrift 'Die schwarze Botin' hinderten Tomayer daran, die Frauenseite als Wichsvor- und unterlage zu benutzen ... «

So gabst, Cornelia, Menschenskind Du, in der gnadenbringenden Weihnachtszeit mich zur Steinigung (siehe Bild) frei. Mich, der ich, und das mach Du mir erst einmal nach, stundenlang Fliegen beim Zuckernaschen zuschaun kann. Es ist also ein Verbrechen, wenn man (»Seine Eignung für diesen Job«, schreibst Du, »charakterisierte er so:« 'Ich habe Frauen nämlich sehr gern'«) Frauen gern hat, wie? Es ist also ein Verbrechen, wenn man zubesterletzt deswegen drei Tage lang die »taz«-Frauenseite aufs zärtlichste und freundlichste betreut, geil? Es ist also ein Verbrechen, wenn man steif und fest der Meinung ist, daß jede Frauenseite auf dem Erdenrund auch von einem Macker gestaltet werden kann, vermag der nur stundenlang Fliegen beim Zuckernaschen zuzuschaun, ja? Ich glaube, Cornelia, zu wissen, was Dich, nein, nicht »erregt«, bewahre, was Dich umtreiben macht: Es ist die Laune. Nur, Cornelia, darauf baut die Evolution nicht auf. Der Sternenstaub hat uns gnadenlos zu dem einen oder zu dem anderen Geschlecht verdonnert und da stecken wir nun einmal drin bis zum Ruhesanft und müssen aber vorher freilich das beste draus machen, also Frauen in die Bundeswehr, Männer in den Zivildienst und was der antikapitalistischen Varianten mehr sind. Cornelia (auf ein Schlußwort): Meinst Du, ich führe nicht gern einmal, eine Million gäb ich dafür, aus meiner Haut? Meinst Du, ich wär nicht gern einmal zwischen den Beinen konkav statt lebenslänglich an diesem meinem Ding zu tragen? Meinst Du, ich sehnte mich nicht danach, einmal EMMAbeherbergte Redakteurin zu sein, statt ewiger Freier bei KONKRET? »Samen ... schleimen ... Glubber ... Ergüsse ... auswichsen ... Einheitsschleim ... Onanie-Orgie«, wohn ich in Sodom, daß Du mich also überschüttest? Nein, Cornelia, ich komme Dir nicht mit Sprach- geschweige Tiefdunkles in Dir ergründen wollender Analyse, sondern mit der harm- und arglosen Bitte: Zieh, Mädl, die Haßkappe wenigstens nicht über die Augen, damit du kucken kannst, kucken kannst, wie man nach Deinem »Auf-den-Wichser-mit-Gebrüll!«-Artikel mit mir verfuhr. Wer das war? Dreimal, Cornelia, darfst Du raten.

(P.S.: Verzeih das »steif« bei »steif und fest«, ich war es nicht, es war die Redewendung)

Weihnacht 88

Schenk Deiner Zuckerschnute kein solargetriebnes Mofa
Schenk Deinem Gschpusi nicht was Glitzerndes mit Schliff
Schenk Deinem Liebchen keinen simulierten Zobel
Schenk Deinem Häs'chen »I'm Aids negativ«

Schenk Deinem Schpatzl nicht den neuen Doris Lessing
Schenk nicht drei Wochen III. Welt der intressierten Frau
Schenk Deinem Piepmatz nicht ein Zweithandwasserbettchen
Schenk Deiner Mausi »I'm not HIV«

Schenk Deiner Beauty keinen seidnen Fummel
Schenk Deinem Lämmchen keine heilen Ski
Schenk Deiner Gretl keine Schildpatttreter
Schenk Deinem Schleckmaul »I am Virus-free«

Leg untern Christbaum Deiner sanften Süßen
In güldnem Sütterline das Attest
Aus dem Labor von Doktor med Mabuse
»Ihr Mann, gnä Frau, hat nicht die Spur von Pest«